



## Doktor Ohlhoffs Geheimnis.

Kriminalroman

von

Friedrich Thieme.

1.

Die prachtvolle Marmorstuhle ver- kündete mit helltönenden Schlägen die sechste Nachmittagsstunde, als der letzte Patient das Sprechzimmer Doktor Ohlhoffs verließ. Die junge Frau des vielbeschäftigten Arztes atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank,“ rief sie ihrer auf dem Sofa sitzenden Schwester zu, „endlich wird der arme Mann einige Augenblicke Ruhe genießen. Denke nur, Melanie, heute nacht wurde er zweimal aus dem Schlafe geklingelt, und beide Male ist er dem Rufe gewissenhaft gefolgt. Heute früh dreiviertel sieben stand er auf, um vor Beginn der Sprechstunde noch einmal den schwerkranken Knaben zu besuchen, zu dem man ihn in der Nacht geholt; kurz vor acht Uhr kam er zurück, trank hastig Kaffee und begab sich in sein Sprechzimmer, da bereits mehrere Patienten auf ihn warteten. Um elf erst fertig, eilte er fort, um Krankenbesuche zu machen, und kam erst um halb drei wieder, als das Wartezimmer bereits wieder gefüllt war. Kaum nahm er sich Zeit, das Mittagbrot nicht zu essen, nein, hinunterzuschlingen. Und nun ist es wieder sechs Uhr geworden. Mein armer, armer Heinrich,“ schloß Frau Doktor Ohlhoff mit dem innigen Mitleid der Liebe. „Er wird sich noch ruinieren!“

„Papa meint auch, daß er sich übernimmt,“ erwiderte Melanie mit teilnehmend zustimmendem Blick. „Solange er sich kräftig und gesund fühlt, mag das ja gehen — als Arzt sollte er aber doch am besten wissen, wie leicht die Nerven zu überreizen und zu zerrütten und wie unendlich schwer und langsam sie wieder zu bessern sind.“

„Daran denkt er leider nicht,“ seufzte die junge Frau, durch deren Besorgnis doch ein Zug stillen Triumphs hindurchleuchtete. „Er besitzt ein so ausgeprägtes Pflichtgefühl. Die Leute stürmen ihm ja auch beinahe das Haus,“ seufzte sie stolz hinzu. „Seit der aufsehenerregenden Wiederherstellung des so gut wie dem Tod verfallenen Geheimrats Merk läßt man ihm keine Ruhe mehr. Die Besucher in Equipagen und Droschken warten ebenso geduldig wie die armen Teufel in zerrissenen Stiefeln und faden- scheinigen Röcken. Ohne Armenarzt zu sein, besitzt er wahrlich eine ausgedehnte Armen- praxis — ich fürchte, fast zu ausgedehnt für unsere Verhältnisse.“

„Sein humanes, liebevolles Wesen übt eben eine ungeheure Anziehungskraft aus,“ versetzte Melanie.

„So ist es, liebe Lanie. Der gute Mann möchte nicht nur den Leib, sondern auch die

Jahrb. Welt. 1901. 1.



Erschwerte Höflichkeit.

Nach dem Gemälde von S. Hirschfelder.

Seele kurieren, und nicht das allein, er möchte überall die wirkliche Quelle des leiblichen und geistigen Glends verstopfen, das er vorfindet. Die Krankheit, sagt er immer, ist in den meisten Fällen nur das äußerlich hervortretende Symptom eines tieferen Uebels, dieses Uebel ist die Armut. Nun, der Armut kann er nicht abhelfen, wohl aber der äußersten Not, der momentanen Ratlosigkeit — und da giebt er nun und streut aus mit vollen Händen und fragt nicht nach der Würdigkeit, sondern nur nach dem Bedürfnis!

„Gerade das letztere finde ich so schön!“

„Gewiß, Melanie — nur darf das gute Herz nicht größer sein als der eigne Beutel. Du weicht, reich sind wir beide nicht, und unser Einkommen —“

„Nun, ich denke, es ist doch wohl hinreichend,“ rief die Schwester lachend.

„Mehr als hinreichend für unsre einfachen Bedürfnisse — so groß indessen, als es den Anschein hat, ist es nicht. Heinrich behandelt ja so viele seiner Patienten umsonst, oft selbst solche, die sehr wohl im Stande wären, ein, wenn auch mäßiges, Honorar zu entrichten. Mißverstehe mich nicht, liebe Lanie,“ schloß die junge Frau aufstehend ihre Auseinandersetzung. „Ich bin ja so glücklich, daß es so ist, wie es ist! — Doch entschuldige mich einen Augenblick, ich muß nur einmal sehen, was er noch macht. Es ist niemand mehr bei ihm — trotzdem ist er noch im Sprechzimmer. Sonst geht er entweder gleich wieder seiner Praxis nach oder er geht, wenn er nichts Dringliches vorhat, ein Stündchen hinüber ins Café, um die Zeitungen zu lesen — die einzige Erholung, die er sich manchmal gönnt.“

„Das muß ich sagen, ein so gesuchter Arzt hat wenig vom Leben — und die Frau natürlich nicht viel mehr,“ bemerkte Melanie in bedauerndem Ton. „Ich möchte keinen Arzt heiraten, und wenn er des Kaisers Leibarzt wäre.“

Frau Doktor Ohlhoff blieb an der Thür stehen und schüttelte lächelnd den Kopf gegen die Sprecherin.

„Verrede nichts, Lanie.“ Ein leiser Seufzer entfuhr ihrem lieblichen Mund. „Wohl wahr, 's ist manchmal ein bißchen einsam, aber der Gedanke, daß es eben nicht anders sein kann, wirkt auch wieder tröstend ein. Viele Frauen, deren Männer nicht so beschäftigt sind, verfallen trotzdem dem Schicksal der Einsamkeit, weil ihre Herren und Gebieter ins Wirtshaus laufen. Und bringt nicht Heinrich jede Stunde, die er erübrigt, bei mir zu? Erst neulich haben wir die Dampferfahrt nach Köpenick gemacht.“

„Neulich? Das war vor fünf Wochen,“ spottete Melanie in gutmütiger Anekdote.

Die junge Frau zuckte die Achseln. Noch immer die Thür in der Hand, setzte sie ruhig die Verteidigung ihres Mannes und seines Berufes fort. „Jeder Stand hat seine Schattenseiten,“ erklärte sie philosophisch resigniert. „Und wenn mein Mann einmal Arzt ist, so ist es mir schon lieber, er hat zu viel als zu wenig Praxis.“

„Ist es aber nicht schrecklich, selbst wenn er bei dir sitzt, keine Minute seiner Gesellschaft sicher zu sein? Jeden Augenblick kann es klingeln, man kann ihn abrufen — nicht einmal seines Schlafes ist er sicher —“

„Daran habe ich mich gewöhnt, du Böse.“ Sophie drohte dem schelmischen Mädchen mit dem Finger. Dann ging sie eilig hinaus und betrat leise, um nicht zu stören, das Sprechzimmer ihres Gatten.

Doktor Ohlhoff, ein Mann im Alter von vierunddreißig Jahren und von in jeder Hinsicht repräsentativem Aeußeren, saß noch an seinem Arbeitstisch. Gifrig glitt sein Bleistift über die Blätter seines Notizbuches. Seine hohe Stirn neigte sich tief auf die vor ihm liegende elegante Schreibmappe hinab, so daß der wohlgepflegte dunkle Vollbart fast die Tischkante streifte. Durch das Geräusch der Annäherung Sophiens unterbrochen, blickte er einen Augenblick forschend über seine Schulter hinweg, dann wandte er sich freundlich der Eintretenden zu und bestete die lebhaften braunen Augen mit liebevollem Ausdruck auf ihre reizvolle Erscheinung.

„Nun, Sophie?“

„Nun?“ fragte die junge Frau mit sanftem Vorwurf zurück, indem sie zärtlich den Arm um den Gatten schlang. „Nun, Herr Doktor, so lautet meine Frage. Was soll denn nun werden? Bist du noch nicht fertig?“

„Nur noch einige Notizen,“ meinte er entschuldigend, mit einem Blick auf seine Schreiberei.

Sie setzte sich zärtlich auf seinen Schoß und nahm das Notizbuch in die Hand.

„t w l a i d v h,“ buchstabierte sie andächtig. Lachend unterbrach sie sich und warf das Buch auf seinen Platz zurück.

„Ach, du schreibst wieder Chiffren, mein Schatz — macht dir denn das nicht recht viel Mühe?“

„Ein wenig Mühe wohl, aber es ist notwendig. Uebrigens bin ich so darin geübt, daß ich die Chiffren fast so schnell wie die gewöhnlichen Buchstaben aufs Papier werfe. Ich verfare ja immer nach derselben Methode.“

„Ist es nicht mehr Liebhaberei als Notwendigkeit, was dich zur Benutzung der Chiffrenschrift veranlaßt?“ erkundigte Sophie sich schelmisch.

Heinrich erwiderte ernst: „Sowohl Liebhaberei als Notwendigkeit spielen hier eine Rolle, Sophie. Die Notwendigkeit insofern, als ein Arzt gezwungen ist, mancherlei Aufzeichnungen zu machen, die nicht für jedes Auge ohne weiteres lesbar sein dürfen. Irgend ein Kranker kommt zu mir, der mir in einer wichtigen Sache sein Vertrauen schenkt; um nicht zu vergessen, was ich ihm gesagt oder was für Resultate meine Untersuchung geliefert, muß ich wohl oder übel mein Notizbuch zu Hilfe nehmen; denn wer soll die Leidensgeschichten von Hunderten von Patienten im Kopf behalten? Oft treten auch Fälle ein, in denen ich im Voraus weiß, daß man behördlicherseits mein Zeugnis über den Verlauf der Krankheit oder irgend einen damit zusammenhängenden Thatbestand in Anspruch nehmen wird; will ich nichts Irriges ausagen, so muß ich mir die wesentlichen Umstände notieren. Und in gewöhnlicher Schrift das zu thun, wäre zu gewagt — stelle dir den Fall vor, daß ein solches Notizbuch gestohlen wird oder verloren geht, wäre es nicht ein Frevel, so viel fremde Interessen und Geheimnisse preiszugeben?“

„O, du hättest ja dein Taschenbuch so gut, daß es gar nicht verloren gehen kann.“

Trotzdem kann mir der Verlust jeden Tag zustoßen; es wäre nicht das erste Mal, daß einem Arzt etwas Ähnliches passiert. Ich entsinne mich eines solchen Vorkommnisses aus meiner Studienzeit. Professor Ahnert, ein sehr gelehrter, aber in demselben Grade zerstreuter Herr, hatte einst den Verlust seines Taschenbuchs mit äußerst wichtigen Notizen zu beklagen. Was geschah? Zufällig fand es beim Verlassen des Hauses, worin der Professor wohnte, einer seiner Patienten, und zwar gerade einer, dessen Leidensgeschichte darin verzeichnet stand. Der Mann hatte in dem Buche geblättert, seinen Namen gesehen, dahinter las er die Bemerkung: Phth. pulm. Natürlich verschaffte er sich mit Leichtigkeit Auskunft über die Bedeutung der Worte: Phthisis pulmonum, Lungenschwindsucht, und geriet in einen Zustand der Angst und des Schreckens, der ihn beinahe zum Selbstmord getrieben hätte.“

„Da schätzt also auch die lateinische Sprache eure Geheimnisse nicht ausreichend?“

„Nein, mein Lieb. Auch Stenographie nicht, obgleich diese heutzutage von zahlreichen Ärzten benutzt wird. Den besten Schutz gewährt der Gebrauch von Zeichen und Abkürzungen, und in der That haben sich für die Benutzung in der medizinischen Praxis eine Reihe Abkürzungen eingebürgert, welche im großen Ganzen ihrem Zweck entsprechen. An sich ist es indessen Sache des einzelnen, wie er sich seine Buchführung ausbilden will. Ich wurde zu der Zeit, als der Vorkall mit jenem Patienten sich ereignete, durch die Lektüre eines Buches auf die Chiffrenschrift aufmerksam; der Gedanke, mir für meinen Beruf ein passendes System auszubilden, reizte mich. Du weißt, daß ich von Jugend auf für alle jene Spielereien und Beschäftigungen, welche Scharfsinn erfordern, großes Interesse gehegt habe. Jetzt gehen allerdings alle Interessen in einem unter, und dieses eine ist mein Beruf.“

„Das weiß Gott,“ erwiderte die junge Frau nicht ohne Wehmüt. „Nicht wahr, du überträgst aus deinem Notizbuch dann in dein Krankenjournal?“ fragte sie hierauf, zum vorigen Thema zurückkehrend.

„Nicht alles, aber doch das meiste. Bloße Erinnerungsnotizen oder solche, die nur Vorübergehendes betreffen, nicht.“

„Und verwendest du auch in deinem Krankenjournal Chiffren?“

„Soweit notwendig, ja. Die Krankheitsbezeichnungen geschehen in meinem Journal beispielsweise fast ausschließlich durch Zahlen, jede der häufiger vorkommenden Krankheiten figurirt unter einer besonderen Ziffer. Viele somit auch einmal mein Journal in unbersene Hände, so vermöchte doch niemand mit seinem Inhalt Mißbrauch zu treiben, selbst du, Sophie, würdest nichts damit anzufangen wissen.“

„Du hast also selbst vor mir Geheimnisse, Heinrich?“

„Diejenigen meines Berufs, denn die gehören mir selber nicht. Und nun komm, Goldchen, laß uns die Pforte des Aeskulaptempels für heute schließen. Wenn nicht ein unerwarteter Ruf an mich ergeht — was ich nicht hoffen will —, so gehöre ich heute Abend dir, Sophie.“

„Wirklich?“ rief die junge Frau erfreut.

„Ganz und gar. Ich habe alle erforderlichen Besuche vor der Sprechstunde abgemacht.“

„Ach, das ist prächtig, du Herzensmann.“ Ueberglücklich zog die Frau Doktor den Kopf des ersten Mannes zu sich herab, um seinen Entschluß mit dem süßen Lohn der Liebe zu bezahlen. Doktor Ohlhoff hielt solcher Operation geduldig stand; erst wie Sophie von der Anstrengung erschöpft ihn frei gab, meinte

er lachend, er erscheine sich so königlich belohnt, daß er sich fast geniere, sie doch noch für ein kurzes Stündchen um Dispens zu bitten.

„Ich weiß schon, du garstiger Mann, was du beabsichtigt,“ versetzte sie, sich entrüstet stellend. „Ins Café willst du gehen, statt mir Gesellschaft zu leisten — ist das nicht unrecht, Heinrich? Deine arme Frau auch ohne Not zu verlassen?“

„Nur bis zum Abendbrot, Herzchen?“

Sophie lachte hell auf. „Du denkst wohl gar, ich rede im Ernst? Nein, geh nur, lieber Mann; ich müßte ja eine schlechte Frau sein, wenn ich dir eine so harmlose und wohlverdiente Erholung mißgönnen wollte. Ich bin ja auch nicht allein — Melanie ist bei mir.“

„Die gute Melanie — sie hilft dir deine Einsamkeit redlich tragen.“

„O ja, sie ist ein Schatz für mich. Willst du sie nicht erst begrüßen?“

„Keine Sorge; sie soll meinen wärmsten Händedruck empfangen.“

Doktor Ohlhoff trat gleich darauf, bereits in seinen Mantel gehüllt, in das Wohnzimmer, um, wie er erklärte, der lieben Schwägerin gleichzeitig „Guten Abend“ und „Gute Nacht“ zu sagen. „Lehteres,“ fügte er bei, „natürlich nur einstweilen, denn ich rechne bestimmt auf deine Gesellschaft heute Abend.“

„Dann verrecknest du dich, Heinrich — ich muß heute in unfer Bekränzchen.“

„Wie schade. Zum Abendbrot wirst du wenigstens bleiben?“

„Ich will erst sehen, was es giebt,“ antwortete das schöne junge Mädchen schalkhaft. „Wenn ihr mir mehr bietet als Mama, soupiere ich mit euch, wenn umgekehrt, zu Hause.“

„Und wenn sich die beiderseitigen Genüsse die Wage halten?“ scherzte der Arzt.

„Dann esse ich zweimal.“

Der Doktor sprach lachend die Befürchtung aus, sie werde nächstens wegen einer Indigestion seine Hilfe in Anspruch nehmen, darauf verlieh er, durch die Aussicht auf einen freien Abend heiterer als sonst gestimmt, leise vor sich hin pfeisend das Haus.

Sophie öffnete das Fenster und blickte ihm nach, wie er mit gewohntem Gilschritt die Straße hinunterging.

„Ein rauher Abend,“ sagte sie, das Fenster fröstelnd wieder schließend. „Pechschwarz und finster, der Nebel so dick wie ein Teppich, die Laternen sind kaum zu sehen.“

Melanie zuckte die Achseln. „Was können wir Anfang Dezember mehr verlangen?“

„Wenn nur mein armer Mann heute Nacht nicht herausgelingelt wird,“ seufzte die junge Frau. „Es graut einem ja schon, wenn man nur hinausgeht.“

„Hoffen wir das Beste,“ tröstete die Schwester gutherzig. Einen Augenblick herrschte Schweigen im Zimmer, bis Melanie sich an die junge Frau mit der Frage wandte, ob der Doktor das Buch gelesen habe.

„Welches Buch?“

„Den Roman, welchen ich ihm kürzlich gebracht habe — worin ein dem seinigen ganz ähnlicher Charakter geschildert wird? Ein Arzt wie er?“

Sophie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Er und einen Roman lesen, Lanie. Wann denn? Er findet kaum Zeit, um sich in der medizinischen Fachliteratur auf dem laufenden zu erhalten. Der arme Mann muß die Minuten zu Hilfe nehmen, die er im Wagen sitzt; während er von einem Patienten zum andern fährt, liest er seine Zeitschriften. Höchstens wirft er einmal einen Blick in die neuesten Journale, wenn er wie heute ins Café geht.“

„Dann will ich ihn wieder mitnehmen, denn er gehört mir nicht.“

Die Frau des Arztes nickte nur zustimmend, ihre Gedanken weilten bei ihrem Gatten, ihre Züge verklärten sich bei der Aussicht des bevorstehenden Abends. Träumend neigte sie sich über eine Stiderei, während Melanie sich an das Piano setzte, nicht um zu spielen, sondern um ein Paket neue Noten durchzumustern, das erst am Morgen vom Musikalienhändler angekommen war. Nach einiger Zeit erschien das Dienstmädchen und deckte den Tisch. Wieder versloß eine Viertelstunde, das Mädchen fragte zur Thür herein, ob es nicht auftragen solle.

„Nicht eher, als bis Sie meinen Mann kommen hören.“

Melanie blickte nach der Uhr.

„Halb acht,“ warf sie befremdet hin. „Ihr eßt doch sonst stets um sieben?“

„Gewiß,“ erwiderte ihre Schwester. „Ich weiß auch gar nicht, wo Heinrich bleibt — er muß jemand getroffen haben.“

Wiederum verrann eine Viertelstunde.

„Vielleicht ist er unterwegs abgerufen worden?“ fragte Melanie.

„Vielleicht — obgleich er mich in solchen Fällen stets benachrichtigt.“

„Vermutlich glaubte er, rechtzeitig zurück zu sein.“  
 „Wohl möglich.“  
 „Offen gestanden, ich habe einen Löwenhunger, Sophie.“  
 „Wohl, so essen wir. Heinrich wird es nicht übel nehmen.“  
 „Gher das Gegenteil.“ meinte lachend die jüngere der beiden Schwestern, ihre niedlichen Abasterzähne zeigend.  
 Das Mädchen trug den Thee auf. Sie speisten. Melanie war heiter wie immer, Sophie schien nachdenklich und gedrückt. Sie reagierte nur wenig auf die Fragen und Bemerkungen ihrer Gefährtin. Das Ausbleiben ihres Mannes beunruhigte sie nicht gerade, aber sie sah im Geiste das erhoffte Zusammensein bereits zerstört, und ihre Stimmung war getrübt.  
 „Nacht Uhr.“ rief Melanie aufstehend, als die Uhr schlug. „Ich muß fort.“  
 „Mußt du durchaus in das Kränzchen?“  
 „Warum?“  
 „Sonst hätte ich dich gebeten, bei mir zu bleiben. Wenigstens bis Heinrich nach Hause kommt.“  
 „Wenn dir das Beruhigung gewährt, so bleibe ich.“ Ein Viertel neun.  
 „Er kommt nicht.“ klagte Sophie unruhig, indem sie sich erhob und zum Fenster trat. Sie sah hinaus. „Nichts in Sicht?“  
 „Rein — das heißt, man kann überhaupt nichts wahrnehmen.“  
 „Das Café ist doch ganz in der Nähe, wohin er gegangen ist?“  
 „Nur die Straße hinunter und um die Ecke herum.“  
 „Schick doch einmal das Mädchen hin, vielleicht hat er dort hinterlassen, wohin er bestellt worden ist.“  
 „Du hast recht.“ Sophie klingelte dem Mädchen, dem sie den Auftrag erteilte und möglichste Eile empfahl. Die Botin kehrte nach einer knappen Viertelstunde mit der Meldung zurück, daß der Herr Doktor heute nicht im Café gewesen sei.  
 Die junge Frau erblaßte.  
 „Nicht dort gewesen? — Lanie, er war gar nicht dort!“  
 Sie zitterte. Melanie trat zu ihr und nahm ihre Hand.  
 „Beruhige dich, liebe Sophie. Der arme Mann ist von dem allgemeinen Arzteschicksal überrascht worden, ehe er das geplante Ziel erreichte.“  
 „Meinst du?“  
 „Natürlich. Was fürchtest du denn?“  
 „Die Nacht ist so finster — es kann ihm ein Unfall zugestoßen sein.“  
 „Auf dem kurzen Wege? Nicht doch.“  
 Melanie bemühte sich nach Kräften, die Befürchtungen der Schwester zu zerstreuen. Das junge Mädchen gehörte zu jenen milden, stillen, immer heiteren Wesen, welchen weder Freude noch Schmerz ihre ruhige Besonnenheit und Ueberlegenheit zu rauben pflegt. Sie stehen über den Dingen und lassen sich nicht von ihnen beherrschen. Um eine solche Natur zu erkennen, bedarf es feststehender Thatfachen; bloße vage Vermutungen sind da nicht hinreichend. Dieser Charakterzug bildete fast den einzigen Unterschied zwischen ihr und der Schwester, nicht nur in Bezug auf die seelische Individualität beider, sondern in der ganzen Erscheinung überhaupt. Beide besaßen dieselbe schlank, graziose Gestalt, dieselben schönen großen, blauen Augen, dasselbe hellblonde Haar, kurz, sie glichen sich in überraschender Weise, nur daß die paar Jahre, welche Sophie mehr zählte, in Verbindung mit ihrer Stellung als Hausfrau und Gattin ihr jene frauenhafte Würde verliehen, die sich in einem sorgenderen und ernsteren Wesen zu erkennen giebt. Weider Physiognomien zeichnete auch dieselbe Milde des Ausdrucks aus, aber in Melanies Augen mischte sich zu dem sanftesten Blick ein Strahl ruhiger Klarheit, welcher bei Sophie durch einen schwärmerischen, flackernden Schimmer ersetzt war, in dem sich ihre schüchterne, ängstliche, pessimistische Natur offenbarte. Für den oberflächlichen Beobachter verlor sich diese charakteristische Divergenz in dem Eindruck der überraschenden äußerlichen Ähnlichkeit, der scharfe Erkennen psychologischer Merkmale erblickte in ihr jedoch ein Unterscheidungsmerkmal von wesentlicher Bedeutung, als es jemals an sich weit auffälliger äußere Momente abzugeben vermocht hätten.  
 Für die nächste halbe Stunde gelang es den Vernunftgründen des jungen Mädchens, die zaghafte Gattin über ihre Besorgnis hinwegzutäuschen. Als jedoch die neunte Stunde herankam, ohne daß der Doktor zurückkehrte, wollten alle Tröstungen nicht mehr verfangen.  
 „Nein, nein.“ schluchzte Sophie, die wieder zum Fenster geeilt war und sich vergeblich den dichten Nebel zu durchdringen bemühte. „ihm ist ein Unglück passiert! Lanie, ich ahne es, ich fühle es! Wäre er abgerufen worden, so hätte er mich benachrichtigt.“  
 „Wenn er aber hoffte, rechtzeitig zurück zu sein, und erst hinterher ihm anhaltende Umstände eintreten?“  
 „So würde er mir einen Voten schicken.“

„Hast du denn stets in ähnlichen Fällen von ihm Mitteilung erhalten?“  
 „Fast immer.“  
 „Du sagst selbst, fast immer — also sind doch Abweichungen bereits vorgekommen?“  
 „Ein- oder zweimal, wo er niemand hatte finden können.“  
 „Nun also, liebe Sophie — ein gleicher Fall wird heute auch vorliegen. Verliere nur den Kopf nicht — wenn Heinrich hereintritt — und er kann jeden Augenblick hereintreten —, so wirst du selber über deine Furcht lachen.“  
 In ängstlicher Erwartung ging eine weitere Stunde hin.  
 Sophie slog zwischen dem Fenster und dem Sofa hin und her, bald spähte sie in die Dunkelheit, bald preßte sie ihre bethrübten Augen auf das Rissen.  
 „Fort — ich muß fort!“ rief sie endlich wie außer sich.  
 „Beruh, meine Schatz — meinen Mantel —“  
 „Um Gottes willen, wo willst du hin?“  
 „Ihn suchen, Lanie — laß mich, halte mich nicht zurück!“  
 „Aber das ist wahnsinnig, Sophie. Wo willst du ihn suchen? Du hast ja nicht den geringsten Anhaltspunkt.“  
 „Ich weiß nicht, wo, aber ich muß ihn suchen!“  
 „Sei vernünftig, du könntest die ganze Nacht in der großen Stadt umherlaufen, ohne von hundert Personen, die du suchen willst, auch nur einer zu begegnen. Und während du draußen in der Nacht umherirrst, kehrt Heinrich nach Hause zurück und ängstigt sich um dich!“  
 „So will ich zu Papa und Mama — ich kann nicht bleiben mehr vor Angst. Lanie — komm, wir wollen hinüber!“  
 „Und wenn dein Mann indessen nach Hause kommt?“  
 „Ja, ja, du hast recht — mein Gott, mein Gott, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht! Aber hinüberschicken will ich — Papa soll kommen, vielleicht weiß er einen Rat für mich!“  
 Gegen diese Maßregel fand Melanie nichts einzuwenden, daher sandte man sogleich Bertha mit der aufregenden Botschaft zu dem Vater der Schwestern, dem Regierungsrat Moriz, dessen Wohnung nur etwa zehn Minuten entfernt lag.  
 Die Regierungsrätin sprach eben ihre Verwunderung über Melanies langes Ausbleiben aus, als draußen stürmisch die Klingel gezogen wurde.  
 „Da ist sie ja schon, Mama.“ sagte der Regierungsrat, der mit der langen Pfeife in der Hand behaglich im Zimmer auf und ab ging.  
 „Rein, das ist sie nicht.“ bemerkte seine Gattin beunruhigt. „So klingelt Melanie nicht — auch der Doktor nicht, der sie immer nach Hause geleitet, — da ist etwas geschehen —“  
 Sie hatte recht. Die Köchin, welche der Botin geöffnet und zuerst deren Mitteilung vernommen hatte, trat zugleich mit Bertha ins Zimmer und nahm ihr in ihrer Bestürzung die Worte aus dem Mund.  
 „Der Herr Rat möchten gleich hinüberkommen — der Herr Doktor — er ist noch nicht wieder zu Hause — seit halb sieben Uhr —“  
 Der Regierungsrat befragte erstaunt seine Uhr: Es war halb elf.  
 „Noch nicht zu Hause? Nun, er ist vermutlich zu einem Patienten gerufen worden?“  
 „Rein, nein —“ Und die Botin erzählte, was sie wußte.  
 „Dummes Zeug.“ brummte der Regierungsrat, unwillig darüber, daß er in seiner Abendbehaglichkeit gestört wurde. „Der Doktor ist ganz sicher irgendwohin geholt worden — was soll ihm denn in Berlin passieren? Sophie ist zu ängstlich, sie denkt allemal gleich an das Schlimmste.“  
 „Das arme Herz.“ rief die Mutter mittheilig. „Sie wird außer sich sein. Geh nur zu ihr und beruhige sie — wenn ich ausgehen könnte, würde ich dich begleiten.“  
 Die alte Dame war Rekonvalescentin und durfte das Haus noch nicht verlassen.  
 „Unsinn, du sollst dir wohl noch etwas an den Hals holen.“ räsionierte der Rat. „Wäre der Mühe wert. Kenne derartige Affairen zur Genüge. Hast mir's auch als junge Frau ein paarmal so gemacht, wenn ich mich verspätete. Guten Abend, Mammchen — mach dir keine Sorgen um die Kinder, die Sache löst sich in Wohlgefallen auf, ehe eine halbe Stunde vergeht.“  
 Mürrisch pustete der Regierungsrat, in seinen Pelz gehüllt und die warme Perzmütze tief über die Ohren gezogen, an Berthas Seite dahin; der alte Herr war etwas asthmatisch, und die Nachtluft war seiner Gesundheit nicht zuträglich. Seine Tochter wußte das, wie er sich ärgerlich sagte, trotzdem jagte sie ihn ohne Not — davon war er fest überzeugt — in das wahrhaft schändliche Wetter hinaus. „Werde morgen einen schönen Anfall haben.“ brummte der sonst so gutmütige Mann übelgelaunt; wie er sich aber seiner ihm mit

blaffen, verstörtem Antlitz entgegenliegenden Tochter gegenüber sah und ihre fieberhafte Aufregung, ihre Thränen und ihren Kummer gewahrte, da schmolz sein leichter Unwille dahin, er schloß die Bekümmerte zärtlich in seine Arme und raunte ihr mit zärtlicher Stimme zu: „Mein liebes Kind, warum ängstigt du dich nur so? Der Doktor ist doch ein Mann, der weiß, was er thut. Was soll einem solchen Manne wohl zustoßen? Nur keine Sorge, Sophie.“  
 Die unglückliche junge Frau zog ihn mit sich in das Wohnzimmer.  
 „Papa, ihm ist ein Unglück geschehen — ich ahne es! So lange hat er mich niemals in Sorgen und Angst gelassen. O lieber Papa, was sollen wir thun?“  
 „Ja, Kind, thun? Was soll man denn abends um elf Uhr thun? Da laßt sich vor der Hand gar nichts anfangen, als geduldig warten. Die Sache liegt ganz klar. Dein Mann ist auf dem Wege nach dem Café irgendwohin gerufen worden, vielleicht zu einer eiligen Entbindung, bei der Gefahr im Verzuge war. Seine Gewissenhaftigkeit verflachte ihm nicht, erst noch einmal nach Hause zu laufen, um dich zu informieren, er hoffte, unterwegs oder an Ort und Stelle eine Gelegenheit zu erhalten. Seine Thätigkeit dort zog sich in die Länge, er hatte erst geglaubt, zum Abendbrot oder etwas später zurück sein zu können, nun vergeht eine halbe Stunde nach der andern, immer denkt er nun gleich fertig zu sein und kommt doch nicht fort. Und einen Voten hat er nicht zur Hand. So ist es, verlaß dich darauf.“  
 „Papa hat gewiß recht, Sophie.“ stimmte Melanie bei. „So stelle ich mir den Hergang auch vor.“  
 Sophie warf sich wieder auf ihr Sofa und schluchzte, ihre Herzensangst war zu groß. Ungefitim sprang sie empor, rannte nach dem Fenster, spähte hinaus — dann schaute sie nach der Uhr, sank wieder auf das Sofa, ging wieder nach dem Fenster — und so fort in fieberhafter Unruhe, in tödlicher Qual.  
 Die Mitternacht brach an — noch immer kein Doktor! Weiter schritt die Nacht ihren Gang, regelmäßig und achlos wie immer. Was gehen Schmerz oder Lust sie an? Sie deckt beide gleichgültig mit ihren schwarzen Fittichen zu, sie leiht dem Diebe, dem Verbrecher ihren Schuh, sie dient dem Verrath, sie begünstigt die Liebe, was kümmert sie alles Treiben und Beginnen der Menschen? Eine schreckliche Nacht war es für die arme Sophie, für Melanie und ihren Vater. Unruhig schritt der alte Herr bald auf und ab, bald sank er todmüde in den Lehnstuhl zurück, nur wenige Minuten der Natur seinen Zoll zu entrichten. Melanie saß auf dem Sofa, die weinende Schwester umfaßt haltend, welche in gräßlicher Verzweiflung immer und immer wieder nach dem Fenster lief, an der Thür horchte, hinaus auf den Vorзал oder an die Treppe ging, dann wieder zum Sofa zurückkehrte und sich aufschreiend an die Brust ihrer Schwester warf.  
 Beide, Vater und Schwester, hatten jezt selber kein Trosteswort mehr.  
 Gewiß, irgend etwas Besonderes mußte geschehen sein, daran durfte man wohl keinen Zweifel mehr hegen. Was aber, das konnte man nicht einmal vermuten. Vielleicht irgend ein Unglück, vielleicht war der arme Mann irgendwo zusammengebrochen oder in der Dunkelheit überfahren worden.  
 „Der Arme, Arme! Gewiß liegt er frierend und blutend draußen in der kalten Nacht!“ stöhnte die junge Frau mit gerungenen Händen. „Und ich bin hier und kann ihm nicht helfen. O mein Gott, mein Gott, warum quälst du die Menschen so!“  
 Noch einmal wollte sie auch fortreiten, um ihn aufzusuchen, mit Gewalt hielten ihre Angehörigen sie zurück. Die vor Schmerz fast Sinnlose wollte sich nicht beschwichtigen lassen, sie rang förmlich mit ihnen, ihre Brust wogte wild auf und nieder, ihr Gesicht glühte, ihre Augen leuchteten in fieberhaftem Glanz. Sie zogen sie mit sanfter Gewalt auf ihren Platz hin, dort brach sie zusammen, ohnmächtig vor Erschöpfung, vor Aufregung, vor Kummer! Wie gebrochen saß sie dann lange in sich zusammengesunken. Der Regierungsrat stand neben ihr, hielt ihre Hand in der seinen.  
 „Sei mutig und stark, mein Kind. Es wäre Thorheit, sich verbergen zu wollen, daß etwas Außerordentliches geschehen sein muß — wenn der Himmel etwas Schreckliches über dich verhängt hat, so wappne dich mit Kraft, mit Geduld, mit Ergebung! Denke, daß wir nicht die Meister unsers Schicksals sind, daß es uns herumwirft wie der Ozean einen Kahn, hierher, dorthin, nach seinem Willen, nicht nach dem unsern. Alle Hoffnung dürfen wir ja immer noch nicht aufgeben, noch ist ja eine bessere Lösung möglich als wir denken. Dein Mann kann von einem Unwohlsein befallen worden sein, man hat ihn aufgenommen und in ein Haus oder Spital gebracht, er ist nicht im Stande, seinen Namen zu nennen — oder es ist vielleicht nicht einmal so schlimm. Verzweifle nicht, Sophie, der Morgen wird dir Licht und Trost in die Seele gießen!“  
 Der Morgen...  
 Die Sonne ging ihm nicht auf, grauschwarze



Gute Beute. Nach dem Aquarell von Wilhelm Kuhnert.



Um die Wurk. Nach dem Gemälde von Th. Niechaas.

Photographie-Verlag von Franz Konstantin in München.

Wolken verhüllten sie, Wolken gleich phantastischen Tiergestalten, als wenn sie in Wirklichkeit das Wild wären, hinter dem der Wind auf der Jagd war. Der Morgen kam, aber nicht der Tag, nur dem Begriffe nach, die Uhr zeigte ihn an, nicht das Licht. Langsam verfolgte er seinen Pfad, wie die Nacht — noch immer weilten der alte Herr und Melanie bei der Unglücklichen.

Die Alabasteruhr verkündete die zehnte Vormittagsstunde — und Doktor Ohlhoff war noch immer nicht zurückgekehrt!

2.

„Doktor Heinrich Ohlhoff ist seit gestern abend halb sieben Uhr auf unerklärliche Weise verschwunden.“

So stand es am Abend in den Zeitungen der Residenz zu lesen. Mit Bestürzung und Staunen vernahmen alle, die den tüchtigen Arzt kannten — und wenigstens par renommés kannten ihn alle — die entsetzliche Botschaft.

Und wie war er verschwunden? Mitten aus einer der vornehmsten Straßen heraus, zu einer Zeit, die fast noch nicht dem Abend zuzurechnen war, auf dem kurzen Wege nach einem benachbarten Kaffeehaus, nachdem er den ganzen Tag eifrig in seinem Berufe gearbeitet hatte. Um halb sieben war er fortgegangen, um ein Glas Bier zu trinken und die Journale zu lesen. Im Café war er nicht angekommen. Niemand hatte ihn wiedergesehen — er war so spurlos verschwunden, als hätte der Erdboden ihn verschlungen, als hätte ein Zauber ihn hinweggerafft.

Was konnte der Grund seines Verschwindens sein? Ein Unglück, ein Selbstmord, ein Verbrechen?

Zwischen diesen drei Möglichkeiten hatte man die Wahl. Jede von ihnen fand ihre Anhänger. Für welche man sich aber auch entschied, immer bedauerte man den Doktor in seiner doppelten Eigenschaft als vortrefflicher Mediziner und prächtiger Mensch. Das Ereignis bildete das Abendgespräch in allen Familien, in allen Restaurants, in allen Klubs und Vereinen. Für die leidende Menschheit war das Verschwinden des Arztes, wenn derselbe nicht lebend wieder gefunden wurde, woran wohl kaum gedacht werden konnte, ein bellagenswerter Verlust. Man rühmte überall seine beruflichen und menschlichen Eigenschaften. Die Zeitungen erinnerten an ein paar erst in den jüngsten Tagen bekannt gewordene rührende Züge seiner Menschenfreundlichkeit. Einer armen Witwe hatte er empfohlen, sich kräftiger zu nähren. „Ach Gott, Herr Doktor, ich muß froh sein, wenn ich das Nötigste habe!“ hatte sie bitter geantwortet. Der Doktor nicht teilnahmlos, brummt etwas in den Bart und geht. Mittags erscheint zum Erstaunen der Frau der Kellner eines in der Nähe gelegenen Speisehauses mit einer Menage, seht Schüsseln mit Suppe, Fleisch, Gemüse und Kompott auf den Tisch und erzählt der Matrone, daß sich sein Besuch einen ganzen Monat hindurch wiederholen werde, da Doktor Ohlhoff für sie auf vier Wochen den Mittagstisch abonniert habe. In dem andern Fall war der Doktor zu einer Familie gerufen worden, in welcher die bitterste Armut herrschte. Der Mann hatte einen Beinbruch erlitten, die Frau war leidend, keins von beiden vermochte zu arbeiten, dabei mußten vier kleine Kinder versorgt werden. Der Doktor erkannte sofort, daß hier Geld nötiger sei als Arznei. Er that, was zu thun war, und ging. Bald nach seiner Entfernung zieht die Frau den Tischkasten heraus, um nach einigen Brodstücken zu suchen, da blinkt ihr ein neues Zwanzigmarkstück entgegen, und ein kleiner Zettel liegt dabei, auf dem geschrieben steht: „Für euch, von einem unbekanntem Freunde.“ Den edeln Spender kannten die armen Leute nun wohl genau, aber sie durften ihm nicht danken, denn Doktor Ohlhoff zeigte sich höchst verwundert bei seiner Wiederkehr, er lehnte jeden Dank mit der Erklärung ab, er habe wahrlich die Zwanzigmarkstücke nicht so dick sitzen, sie möchten nur besser nach dem Geber forschen.

Mit Spannung erwartete man weitere Nachrichten. Sie berichteten nur die Resultatlosigkeit aller bisherigen Recherchen. Nirgends hatte man eine Spur des Vermissten gefunden, weder innerhalb noch außerhalb Berlins. Eine mit einer ausführlichen Beschreibung der Persönlichkeit des Doktors versehene Bekanntmachung, vom Polizeipräsidenten erlassen, sagte im Namen und Auftrag der Familie des Arztes eine Belohnung von fünf-hundert Mark demjenigen zu, welcher über den Verbleib des Vermissten sichere Auskunft zu geben vermöge. Die Hälfte sollte derjenige erhalten, der die Polizei auch nur auf eine Spur zu leiten oder irgend etwas über das Schicksal des berühmten Arztes auszusagen im Stande sei. Am andern Tage wurde die Belohnung verdoppelt, ohne daß allem Anschein nach jemand in der Lage war, sich die ausgeschickte hohe Summe zu verdienen.

Während die Zeitungen sich in Vermutungen erschöpften und allerhand Fakten über den Fall und alles damit Zusammenhängende zusammentrugen, während das Publikum sich zu den gewagtesten Kombi-

nationen verstieg, entfaltete die Behörde eine stille, aber sieberhafte Thätigkeit.

Schon im Laufe des Vormittags nach jener verhängnisvollen Nacht stürmten private Boten in der Stadt umher, um bei allen Bekannten Nachfrage nach dem Vermissten zu halten. Regierungsrat Moritz begab sich persönlich nach dem Polizeibureau, wo er Anzeige erstattete und durch die Verheißung einer hohen Belohnung die Subalternen zu den eifrigsten Bemühungen anspornte. Telegraph und Telephon wurden unermüdet in Bewegung gesetzt, das Signalement des Doktors überallhin gemeldet. Eine sogenannte Umfrage erging an alle Bahnhöfe, Unfallstationen, Krankenhäuser, Hotels und so weiter. Vom Mittag bis in die Nacht waren die Bekannten auf den Füßen. Alles umsonst! Nirgends eine Spur des Verlorenen!

Gegen sieben Uhr abends ließ sich der Regierungsrat bei dem ihm befreundeten Ersten Staatsanwalt von Hönniger melden. Von dem Vorkommnis bereits unterrichtet, entsprach derselbe bereitwillig seinem Wunsch, den Fall zu untersuchen.

„Es hätte Ihres Kommens, Herr Regierungsrat,“ beschied er ihn teilnehmend, „gar nicht bedurft. Wir sind bereits unterrichtet und warteten nur noch auf das Resultat der polizeilichen Ermittlungen, da wir nur dann eingzugreifen Ursache und Befugnis haben, wenn ein Verbrechen an Ihrem unglücklichen Schwiegersohn verübt worden ist.“

„Ich zweifle nicht, daß dies der Fall ist,“ versetzte der Rat traurig. „Meiner armen Tochter gegenüber hätte ich mich natürlich, einem derartigen Gedanken Worte zu leihen. Bei rechter Betrachtung der Sache ist jedoch keine andre Erklärung möglich.“

Der Erste Staatsanwalt schloß sich der Meinung des Besuchers an.

In Anbetracht dessen erscheint es notwendig, mit der Untersuchung keinen Augenblick länger zu zögern. Ich gedenke dieselbe mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des zu lösenden Problems in die Hand eines meiner besten Mitarbeiter zu legen — Sie kennen Herrn Assessor Lindner?“

„Nur von Ansehen.“

„Er ist ein außerordentlich befähigter Jurist, für das Kriminalfach wie wenig andre geeignet. Ich will ihn auf der Stelle telephonisch zu mir bescheiden — in einer Stunde spätestens wird er in des Doktors Wohnung vorsprechen. Wollen Sie ihn dort erwarten?“

„Es wird am besten sein. Meine Tochter ist völlig topflos — und Melanie, so energisch sie sich auch zeigt, ist doch immer ein Weib, und dürfte kaum auf alle Fragen des Herrn Assessors zu antworten wissen.“

Die Stunde war noch lange nicht um, als der Wagen des Beamten vor dem Hause des Arztes vorfuhr. Assessor Robbert Lindner gehörte nicht zu den „schneidigen“ Juristen, deren sorgfältig behandeltes Aeußere in Verbindung mit einem selbstbewußten Auftreten in so vielen Fällen nur die inneren Mängel zu verdecken bestimmt ist. Von Mittelgröße, mit einem schmalen, etwas blaffen Gesicht, mit ein oder zwei Falten auf der hohen Stirn, erweckte er mit seinen grauen Augen, dem unscheinbaren Zwieler, dem spärlichen bräuneten Haar und dem zurückhaltenden Ernsten, bei aller Entschiedenheit milden Wesen das Bild eines bescheidenen, ruhigen, lebenswürdigen Menschen, an dem nur der scharfe, spannende Blick, der sich förmlich in das Auge eines andern zu vertiefen schien, den vorzüglichen Menschenkenner und scharfsinnigen, logischen Denker verriet. Wer ihn zuerst in der Handhabung seines Berufes kennen lernte, hätte ohne Zweifel, durch den würdigen, besonnenen Ernst seines Benehmens irreführt, seinem Alter fünf bis sechs Jahre zugelegt. Wenigstens zählte er zu denjenigen Sterblichen, welche selten richtig und nie jünger, sondern fast immer älter geschätzt werden, seine Nichtigstellung, daß er soeben erst das neunundzwanzigste Lebensjahr überschritten habe, pflegte ebenso regelmäßig als sie erfolgte, die Versicherung hervorzurufen, man sei erstaunt, das zu hören, man habe ihn für älter gehalten.

Regierungsrat Moritz wäre vielleicht von seiner Erscheinung enttäuscht gewesen, wenn nicht die Empfehlung des Ersten Staatsanwalts vorausgegangen wäre. Die gute Rekommandation seines Vorgesehten sicherte ihm von vornherein das weitgehendste, rückhaltloseste Vertrauen des etwas skeptischen alten Herrn, eine Wirkung, die bei den übrigen Mitgliedern der Familie und bei den meisten Sterblichen überhaupt schon durch die bloße Bekanntmachung seines Standes erzielt wurde. Das Wort Staatsanwalt bringt bei dem größten Teil der Menschen einen einschüchternden Eindruck hervor, selbst bei denen, die ein wahres Weichengemüt in der Brust tragen und niemals die entfernteste Gefahr laufen, mit dem Träger dieses Amtes in irgendwelche Berührung zu geraten.

Assessor Lindner sah sich von dem Regierungsrat und Melanie empfangen, letztere hatte für ihre vollkommen gebrochene Schwester die Leitung des Hauswesens provisorisch übernommen. Sophie ließ um Entschuldigung bitten, da sie sich noch nicht gefast

genug fühle, einem Fremden über das furchtbare Unglück Rede zu stehen.

„Was ich sehr begreiflich finde, wenn ich das Plötzliche und Schreckliche des Ereignisses in Erwägung nehme,“ erklärte der Assessor mit ernstem Mitleid. „Wie sollte ein Schlag, der die ganze Stadt erschüttert, von derjenigen nicht auf das härteste empfunden werden, die er aus nächster Nähe und unvorbereitet zu Boden streckt? Seien Sie versichert, gnädiges Fräulein, und Sie, Herr Regierungsrat, so schwer Sie auch leiden, Sie leiden nicht allein, die Kranken und Armen Berlins leiden mit Ihnen; jeder Menschenfreund teilt Ihren Schmerz. Mein Amt ist kein leichtes, denn es verfehlt mich in die Notwendigkeit, Ihr Unglück zu entlocken, die Wunde mit schmerzhafter Sonde zu untersuchen. Ich muß Fragen stellen, die Ihnen verletzend erscheinen müssen, ich muß Saiten anschlagen, die qualvolle Misch-töne in Ihnen erwecken werden.“

„Wir kennen Ihr Amt und wissen es von der Person zu trennen,“ erwiderte der alte Herr würdevoll.

Man geleitete darauf den Assessor in das Sprechzimmer des Doktors, wo er an dem Schreibtisch des Verschwundenen Platz nahm. Der Rat ließ sich ihm gegenüber auf einer Chaiselongue, Melanie auf einem Stuhl am Fenster nieder.

„Sie wissen,“ begann Robbert Lindner, „welche Möglichkeiten wir in Frage zu ziehen haben?“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Regierungsrat. „Entweder Unglücksfall, Selbstmord oder Verbrechen.“

„Da haben Sie noch eine vierte ausgelassen, Herr Rat.“

„Welche?“

„Die freiwillige Entfernung —“

„O, die ist unter keinen Umständen anzunehmen.“ Der Assessor zuckte die Achseln.

„Mit demselben Recht und Unrecht wie die andern auch, Herr Rat. Die Fälle, daß ein Mensch unter völlig normalen Verhältnissen aus seiner Wohnung hinweggeht und unterwegs von einer plötzlichen Geistes-umnachtung befallen wird, in welcher er entweder einen Selbstmord begeht oder sich heimlich entfernt, sind gar nicht so selten. Jedenfalls müssen wir alle Möglichkeiten ins Auge fassen. In erster Linie, mag vorliegen was will, dürfte sich der Erlaß einer Bekanntmachung empfehlen, welche das genaue Signalement des Vermissten enthält und für die Ermittlung oder die Zuehandgabe entsprechender Fingerzeige eine angemessene Belohnung aussetzt.“

„Ich habe darüber bereits mit dem Herrn Polizei-inspektor Rücksprache genommen. Er wird das Nötige veranlassen.“

„Gut. So bitte ich zunächst für meine eignen Nachforschungen um das Nationale des Herrn Doktors.“

Der alte Herr gab ihm die verlangte Schilderung der Person seines Schwiegersohns.

Lindner trug jede wesentliche Angabe in sein Taschenbuch ein.

„Besitzt der Herr Doktor irgend ein besonderes Kennzeichen?“

„Nicht daß ich wüßte.“

Robbert nahm nunmehr das Wort zur Darlegung seiner Ansichten.

„In erster Linie dürfte man wohl an einen Unglücksfall denken. Ich halte einen solchen jedoch für ausgeschlossen.“

„Warum?“

„Weil es sich nur um das Zurücklegen einer ganz kurzen, dem Herrn Doktor in jedem Punkte bekannten Strecke handelte. Wäre er auf dem kleinen Wege verunglückt, so hätte er da gefunden werden müssen. Wäre er überhaupt verunglückt, so hätte er irgendwo gefunden werden müssen.“

„Allerdings,“ murmelte Melanie.

„Sofern nicht ganz außergewöhnliche Umstände mitgespielt haben — und die können wir bei unsern Kombinationen zunächst nicht in Anwendung bringen,“ fuhr der Assessor mit der Sicherheit des Sachmannes fort, „bleiben uns noch Selbstmord, Flucht und Verbrechen. Flucht und Selbstmord können aus den gleichen Motiven hervorgehen. Es fragt sich, ob für eines dieser Motive auch nur die entfernteste Vermutung spricht. Lassen Sie mich eine Reihe von Fragen stellen, Herr Rat und gnädiges Fräulein, auf Grund deren ich mir ein Urteil zu bilden vermag.“

„Bitte,“ sagte der Rat, während die junge Dame nur leise das Haupt gegen den Beamten neigte.

„Wie alt war der Herr Doktor?“

„Vierunddreißig Jahre.“

„Körperlich völlig gesund und rüstig?“

„Ja.“

„Herr Doktor Ohlhoff hatte eine große Praxis, er wurde von Kranken aller Stände überlaufen. Er mußte, um allen Ansprüchen gerecht zu werden, vom Morgen bis in die Nacht hinein thätig sein? Nicht so?“

„Ganz recht, Herr Assessor.“

„Nicht nur bis in die Nacht, sondern häufig auch während der Nacht,“ fügte die junge Dame hinzu.

„Er litt infolgedessen gewiß an körperlicher und

geistiger Ueberreizung? Machten sich nicht die Folgen von Ueberanstrengung und Ueberarbeitung bei ihm fühlbar?"

"Durchaus nicht."  
"Aber er war doch wenigstens nervös?"  
"Auch das nicht, Herr Affessor. Mein Schwieger- sohn besaß eine kräftige Konstitution, eine zurzeit noch eisenfeste Gesundheit. Ob er sich mit der Zeit nicht durch die übermäßige Arbeitsleistung geschwächt hätte, ist freilich eine andre Frage, ich habe ihn oftmals vor den Wirkungen seines allzu großen Pflichteifers gewarnt."

"Um — derartige Wirkungen brauchen sich nicht immer allmählich einzustellen. Es giebt Fälle, in denen sie plötzlich, einer jähen Katastrophe gleich, auftreten, ohne sich vorher im mindesten anzukündigen. Hatte der Herr Doktor gestern stark gearbeitet?"

"Ueber Gebühr stark," erwiderte Melanie, dem Affessor berichtend, was sie von ihrer Schwester gehört.  
"Sehen Sie wohl. Wissen Sie, in was für Stimmung er sich beim Ausgehen befand?"

"In vorzüglicher," entgegnete wiederum Melanie, welche die Beantwortung der nächsten Fragen übernahm.  
"Er war heiter, sogar lustig, wir scherzten miteinander. Als er fortging, piff er vor sich hin."

"Und in seinem Ausgang lag nichts Ungewöhnliches?"

"O nein, mein armer Schwager ging wöchentlich zwei-, manchmal auch dreimal nach dem Kaffeehaus. Es war eine der wenigen Erholungen, die er sich gönnte."

"Auch vorher hat er niemals Spuren von Reizbarkeit gezeigt?"

"Ne, joviel ich weiß."

"Soviel Sie wissen?"

"Meine Schwester hätte mir sicher Mitteilung gemacht, wenn es je der Fall gewesen wäre. Sie erwähnte stets seine immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit."

"Sie haben — oder vielmehr Ihre Frau Schwester hat — nie etwas Auffälliges an ihm wahrgenommen? In seinen Manieren, seiner Sprache?"

"Nein, nein."

"Hat er besondere Eigentümlichkeiten und Gewohnheiten?"

"Nicht mehr, als jeder normale Mensch deren zu haben pflegt."

Der Affessor hustete ein wenig. "Nur der Vollständigkeit halber stelle ich die Frage, ob er solid und mähig lebte?" erminierte er weiter.

"In jeder Hinsicht. Er aß tüchtig, aber nicht zu viel. Im Trinken, weiß ich, war er sehr mähig. Ein Glas Bier abends, höchstens zwei, wenn Gesellschaft da war, Wein und Liqueur oder ähnliche Getränke rührte er fast nie an."

"Seit wann ist der Herr Doktor verheiratet?"

"Seit zwei Jahren."

"Sind Kinder vorhanden?"

"Nein."

Der Affessor hustete wieder. "Ich bin in Verlegenheit, gnädiges Fräulein, fragen zu müssen, ob die Ehe eine durchaus glückliche gewesen ist?"

"Ich darf die Frage aufrichtig bejahen. Mein Schwager und meine Schwester liebten sich unendlich."

"Natürlich lebten sie auch in den geordnetsten Verhältnissen?"

"Vollkommen," versicherte der Regierungsrat.

"Keine Schulden, keine Verbindlichkeiten irgend welcher Art?"

"Keine."

"Wissen Sie, ob der Herr Doktor in den letzten Tagen in seinem Beruf Aufregung oder Ärger gehabt hat?"

Weder der Rat noch Melanie wußten hierauf zu antworten. Das junge Mädchen verließ das Zimmer, ihre Schwester zu befragen. Sie kehrte mit der Antwort zurück, daß Sophie nichts wahrgenommen habe, was darauf hindeutete. Allerdings bewahrte der Arzt hinsichtlich seines Berufes auch seiner Gattin gegenüber die strengste Zurückhaltung.

"Nach alledem," resümierte Affessor Lindner, "glaube auch ich die Wahrscheinlichkeit einer freiwilligen Entfernung oder eines Selbstmordes weit von mir weisen zu müssen. Eine schwere Pflicht ist es, die ich hier zu erfüllen habe, Herr Rat und gnädiges Fräulein, um so schwerer, als sie mir jede Beschönigung verbietet. Meine Ueberzeugung ist es, daß Doktor Ohlhoff das Opfer eines Verbrechens geworden ist."

"Ich fürchte das selbe," versetzte dumpf der alte Herr.

Melanie wandte sich mit feuchten Augen nach dem Fenster. "Welchen Beweggründen das Verbrechen entsprungen ist, läßt sich ohne Kenntnis weiterer Momente nicht einmal vermuten," sprach Robbert Lindner, indem er fortgesetzt nachdachte, langsam weiter. "Ist Ihnen bekannt, ob Doktor Ohlhoff Geld oder Wertgegenstände bei sich trug?"

Die junge Dame erhob sich, um von neuem an ihre Schwester zu appellieren.

"Wenn Sie die Güte haben wollen, sich zu erkundigen, so fügen Sie lieber der Frage gleich die weitere hinzu: Ob der gnädigen Frau dem Doktor irgendwie feindliche Personen bekannt sind, Konkurrenten, Patienten, Rivalen, kurz Leute, die aus irgend einem Grunde Haß oder Zorn gegen den Herrn Doktor empfinden."

Stumm nickend entfernte sich Melanie. Die Antwort, welche sie zurückbrachte, besagte: Der Arzt habe außer seinem Portemonnaie und seiner Uhr keinerlei Wertgegenstände bei sich getragen. Das Portemonnaie mochte etwa zwanzig bis fünfundsiebzig Mark enthalten haben, größere Summen führte der Doktor selten bei sich. Die Uhr war eine gute goldene an acht goldener Kette. Von feindseliger Gesinnung gegen ihren Gatten wisse Sophie nichts, sie glaube nicht, daß der liebenswürdige Mann einen Feind gehabt habe.

Der Affessor trommelte leise mit seinem Bleistift auf den Tisch. Nach einer Weile sagte er:

"Also gar nichts, was einen Anhaltspunkt zu gewahren vermöchte. Nur so viel steht fest, wenn ein Verbrechen vorliegt, so haben wir den Thäter nicht allzu weit zu suchen."

"Woraus schließen Sie das?" fragte der Rat betroffen.

Daraus: Der Doktor beabsichtigte, ein in der Nähe gelegenes Kaffeehaus aufzusuchen. Niemand wußte von diesem Entschluß, da er selbst ihn nur nach Gunst der Verhältnisse faßte. Zog sich die Sprechstunde bis zur Abendbrozeit hin, blieben ihm noch bringende Besuche übrig, so fiel die Möglichkeit des Kaffeehausbesuches für ihn hinweg. Das aber konnte man wohl wissen, daß der vielbeschäftigte Arzt — zehn gegen eins zu wetten — nach seiner Sprechstunde gleich den meisten Ärzten noch einmal ausgehen würde. Man konnte ihm daher sehr wohl auflauern, vielleicht schon lange, vielleicht seit Stunden. Der Abend war ja so finster, daß der Lauernde recht wohl jeder Beobachtung sich zu entziehen vermochte. Einem Verbrechen an Ort und Stelle aber erwies sich der Schauplatz als nicht günstig. Das Opfer mußte hinweggelockt werden. Und das muß geschehen sein, ehe Doktor Ohlhoff das Café erreichte, also auf dem Wege dahin, da er dort nicht angelangt ist. Sie verstehen mich, Herr Rat?"

"Vollkommen. Aber daraus —"

"Warten Sie einen Augenblick. Der Doktor wurde abgerufen, vielleicht unter dem Vorwand eines notwendigen Krankenbesuchs. Der Ort aber, nach dem man ihn verlangte, konnte nicht weit sein, denn hätte es sich um eine größere Entfernung gehandelt, so wäre der Doktor, der sich seiner Wohnung so nahe befand, wieder umgekehrt und hätte seine Gemahlin vorher benachrichtigt. Sein Ziel mußte also so nahe liegen, daß er nach seiner Meinung zur Abendbrozeit mit Bequemlichkeit zu Hause wieder eintreffen konnte."

"Sehr wahr!" rief Melanie erstaunt.

"Die Person, welche ihn unterwegs abrief oder abrufen ließ, braucht noch nicht notwendig mit dem Verbrechen — immer die Thatsache eines solchen vorausgesetzt — in Verbindung zu stehen. Doktor Ohlhoff machte vielleicht den Besuch, um den er gebeten wurde, und erst auf dem Rückweg ereignete sich die gesürchtete That."

"Ist es aber anzunehmen," gab der Regierungsrat zu bedenken, "daß jemand, der keine bösen Absichten hegte, meinen armen Schwiegersohn unterwegs überhaupt gestellt hätte? Bei der auf der Straße herrschenden Dunkelheit mußte es schwer sein, jemand auf der Straße zu erkennen. Wer nach dem Doktor Verlangen trug, wäre doch wohl zuerst in seine Wohnung gegangen — meinen Sie nicht auch?"

"Ihr Bedenken ist nicht ganz unberechtigt, Herr Rat. Andererseits sehe ich auch keinen Grund ein, warum nicht eine Person, die sich auf dem Wege zum Arzte befand, demselben unweit des Hauses begegnet sein, ihn beim — wenn auch schwachen — Licht der Straßenlaterne erkannt und ihr Anliegen sofort bei ihm angebracht haben kann?"

Der alte Herr gab das zu.

"Ueber das mutmaßliche Motiv will ich zunächst keine Hypothese aufstellen. Sie würde zu sehr in der Luft schweben. Morgen früh will ich mit meinen Feststellungen beginnen, für heute ist nichts außerhalb zu thun. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es sich um einen äußerst mysteriösen Fall handelt — nirgends ein Anhalt, nirgends ein verdächtiger Umstand, ich bin direkt auf Nichts gestellt."

"Leider ist es so," seufzte der Regierungsrat.

"Hat Ihr Herr Schwager ein Krankenjournal geführt?" wandte sich der Affessor an Melanie.

"Gewiß, Herr Affessor, er war in Bezug auf seine Buchführung die Pünktlichkeit selbst."

"Dann würde ich bitten, mir dieses vorzulegen. Es erscheint von Bedeutung, die Namen der Patienten festzustellen, die er in den letzten Tagen besucht hat."

An diesem Abend arbeitete der Affessor in Gesell-

schaft mit dem Regierungsrat und der jungen Dame bis Mitternacht, sich eifrig bemühend, in den Büchern und Papieren des Arztes ein für die Untersuchung des Falles bemerkenswertes Moment zu entdecken. Umsonst, nichts, gar nichts wurde gefunden. Als der Affessor spät in der Nacht das Haus des Arztes verließ, schritt er mit gerunzelter Stirn und in grübelnder Unzufriedenheit dahin, trotzdem erschien ihm in seinem tiefsten Innern der Abend als nicht ganz verloren und vergeblich, da die Gegenwart des schönen, klugen und liebenswürdigen Mädchens ihren lieblichen Zauber darüber ausgegossen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

**„Die alte Jungfer“.**

Drei Treppen hoch, in enger Stube  
Als Stickerin sie lebt,  
Mit fleiß'ger Hand sie Blumenranken  
In Samt und Seide webt.

Für fremden Puz arbeitet müde  
Sie sich schon manches Jahr —  
Bis es wie Aschenstoden liegt  
Auf ihrem weichen Haar . . .

Bis es in ihrem Herzen worden  
Wie um sie her — ganz still —  
Und gar kein Sehnen, gar kein Hoffen  
Die Ruh' mehr hören will . . .

Am offenen Fenster, in dem Bauer  
Ein Vogel leise schlägt,  
Den blütenweißen Vorhang knisternd  
Der Abendhauch bewegt.

Ein letzter Sonnenstrahl noch gleitet  
Ins Zimmer nun herein —  
Und webet goldig um sie summernd  
Ihr einen Heil'genschein.

Zurück er streift dann zum Fenster,  
Und zitternd küßt er leis  
Am Sims ein umsonst gezogen,  
Erblickend Myrtenreis . . .

Baronin Emmannelo Matt-Cöwenkreuz.

**Erschwerte Höflichkeit.**

(Bild S. 1.)

Es ist allerdings eine höchst gefährdete Situation, in die da unser kleiner Sezianer geraten, der neben dem größeren Vier-vorrat, den er nach Hause zu bringen hat, auch noch seinen Kellor grüßen soll in gebührender Weise. Nun, er thut sein möglichstes und ringt mit seinem Farbensmüßigen und seinem Respektgefühl in anerkennungsvoller Art. Und der Herr Schulvorsteher ist nicht nur ein strenger, sondern auch ein gerecht fühlender Mann, der volles Verständnis hat für den geängstigten Kleinen und seine peinliche Lage. „Schon gut!“ sagt er, und das thut dem armen Jungen wirklich gut.

**Der Kampf um die Wurst.**

(Bild S. 2.)

Wenn der älteren Leser zaubert dieses Bild nicht die Erinnerung an die zügellose Jugendzeit vor das geistige Auge? Es ist der Maiplatzgang unter Führung der sonst so gestrengen Herren, die für diesen Tag die Amtsmiene zu Hause gelassen haben und dem jugendlichen Mutwillen die Zügel schießen lassen. Eine der beliebtesten Belustigungen der Schuljugend bei solchen Kinderfesten ist — oder vielleicht hieße es richtiger war — das Springen nach der Wurst, die an einem Bindfaden über einem Baumast hängend wie die Kefel der Hesperiden vor dem begierig schnappenden Mund immer wieder zurückwischen. Spielregel war freilich, daß die Hände außer dem Spiel blieben. Aber dafür sorgte schon der Gerechtigkeitsfuss der Jugend selbst, daß es genau nach den Regeln zinging. Und nach vielen vergeblichen Bemühungen fruchtlosen Schnappendens und hellem Gelächter hieß es doch: Wer ausharrt, wird belohnt, Segen ist der Würst Preis. Glückliche Jugend, die nur wenig braucht, um sich lustlich zu unterhalten!

**Letzte Fahrt.**

(Bild S. 3.)

Wie oft hat der Seppel den Weg von der Fraueninsel nach Uebersee zurückgelegt — bei Sonnenschein und Regen und Schneesturm mit fester Hand den Einbaum lenkend. Auf dem Wasser hätte er auch trotz der heimtückischen Gefahren des Sees kaum den Tod gefunden. Aber da wandelte ihn die Lust an, auch einmal den Hochseiler zu bestiegen, und es war, als ob das ihm zugemeßene Geschick gerade auf diese Gelegenheit gewartet hätte, um ihm an den Hals zu springen. Der Berg gilt sonst ganz und gar nicht als gefährlich, und der Seppel hiegt denn auch jodelnd und pfeifend rüstig empor, von Zeit zu Zeit rückwärts schauend nach dem See und den Inseln darauf. Und da mag er dann einen Fehltritt getan haben oder löste sich ein Stein unter dem Fuß, der Seppel fiel und kollerte ein gut Stück abwärts und schlug den Kopf an einen Felsen; und es mußte gerade die Seilfährgegend sein. Am dritten Tag, als er nicht zurückgekehrt war, hatte man nach ihm geforscht und ihn tot gefunden. Jetzt fährt er zum letztenmal über den See, ein stiller Mann, und sein Ziel ist der kleine Friedhof auf der Fraueninsel.

### Abfassen eines Paletotmarders in einem Berliner Restaurant.

Die Theater sind aus. Durch die Straßen der Großstadt ergießt sich ein ungeheurer Menschenstrom, der sich allmählich in die zahlreichen Bier- und Weinstuben verliert. Der Berliner ist gewohnt, nach einem Kunstgenuss die leibliche Erquickung nicht zu Hause, sondern in den komfortabel eingerichteten Restaurants, die er in jeder Stadtgegend findet, zu suchen. Hier trifft er sich mit Bekannten oder guten Freunden, und die Abendstunden eilen schnell dahin. Die Solisten brechen bald nach Mitternacht auf, um die letzte Pferdebahn nicht zu veräumen, die Unsolisten nehmen einen Lokalwechsel vor. Sie trösten sich damit, daß der Nachtmobius, genannt der Lumpensammler, die ganze Nacht hindurch fährt, und schließlich, sollte dieser besetzt sein, auch eine Droschke zweiter Güte sie ebenso sicher und nicht allzu teuer zu den heimatischen Penaten zurückbringt. Wiener Cafés und die erst seit ein paar Jahren in die Mode gekommenen Bars, das sind die Orte, in denen sich der Nachtschwärmer wohl fühlt. Hier kann er die Abendzeitungen lesen und die neuesten Kenntelegramme einsehen, auch hat er bei dem fortwährenden Wechsel der Gäste, die sich nur kurze Zeit aufzuhalten pflegen, für seine Augen ein stets wechselndes, interessantes Bild. Daher machen derartige Lokale in Berlin gute Geschäfte, und die Schnur der meisten Zahlkellner geht dahin, sich ein kleines Kapital zu ersparen, um möglichst rasch ein neues Etablissement dieser Art eröffnen zu können.

In der Friedrichstraße, in dem lebhaftesten Teil derselben, war seit kurzer Zeit die „Grand Bar“ dem Verkehr übergeben worden, und jeden Abend war sie von Gästen gefüllt, die sich die von den weigekleideten Kellnern überbrachten Erfrischungen wohlkühmend liehen. Plötzlich entstand in dem Lokal eine allgemeine Unruhe. Ein Herr wollte zahlen, nachdem er seine Zechen bezahlt, hinausgehen, als einer der Kellner auf ihn zustürzte und ihn ohne weiteres am Arm festhielt.

„Sie sind ohne Paletot hereingekommen, und jetzt haben Sie einen an!“ rief er so laut, daß die Gäste aufmerksam wurden. „Ich habe Sie genau beobachtet. Wem gehört der Paletot?“

Dem Angegriffenen war die Situation erschrocken peinlich, und er versuchte sich loszureißen, indem er laut über die Unverschämtheit des Ganymeds schimpfte. Doch der Kellner, der den Beschuldigten schon seit dem Betreten des Lokals ins Auge gefaßt hatte und seiner Sache sicher war, hielt ihn fest und wurde dabei durch einzelne Gäste, die von ihren Plätzen aufgesprungen waren, unterstützt.

Jetzt rief auch ein Herr, der etwas entfernt gesessen hatte: „Der Kerl hat ja meinen Paletot an. Ich habe ihn mir erst vor kurzem gekauft. Das könnte mir gerade passen, wenn ich ihn auf diese Weise loswerden sollte.“

Ein von der Straße herbeigeholter Schutzmann erschien und nahm sich in liebevoller Fürsorge des erlappten Paletotmarders an. Zunächst nötigte er ihn, den Lebergießer auszusuchen, und dann transportierte er ihn zur nächsten Polizeiwache.

Die dort sofort vorgenommene Leibesvisitation hatte ein sehr erfreuliches Resultat. Aus der Brieftasche förderte der die Durchsuchung vornehmende Beamte eine größere Zahl von Pfandscheinen ans Tageslicht, die sämtlich aber verfezte Paletots lauteten.

Durch die Aufmerksamkeit des Kellners war ein gewerbmäßiger Paletotdieb, auf den die Polizei schon lange sahnete, endlich ergriffen worden. G. v. B.

### Die Niagarafälle und ihre industrielle Verwertung.

(Bild S. 12.)

Mit dem Namen Niagara („Donner der Wasser“) wird bekanntlich der Flußlauf bezeichnet, der, seinen Weg zwischen dem nordamerikanischen Staate New York und Kanada verfolgend, den Wasserabfluß des Grisees und der mit diesem in Verbindung stehenden Seen dem Ontariosee zuführt. Das Wasser fließt



Abfassen eines Paletotmarders in einem Berliner Restaurant. Originalzeichnung von A. d. Wald.

erst in nördlicher Richtung ziemlich ruhig dahin, beschleunigt dann aber seinen Lauf, erweitert sich, die zum Staate New York gehörige Insel Grand Island („große Insel“) umfließend, mächtig, wendet sich heftig nach Westen und verengt sich wieder, um eine erste Stromschnelle zu passieren. Darauf gelangt es in felsigem Flußbett zu den berühmten Fällen, aber die es, durch die „Niegen“ oder „Regenbogeninsel“ in einen amerikanischen und einen kanadischen Arm geteilt, zu beträchtlicher Tiefe abstürzt. Auf der amerikanischen Seite beträgt die Sturzhöhe 167, auf der kanadischen, bei dem „Hufeisenfall“, 158 Fuß. Man hat die Gesamtkraft dieses riesigen Gefalles auf 6 750 000 Pferdestärken berechnet, ermägt man jedoch, daß der Fluß etwa 8 englische Meilen abwärts bei Lewiston nochmals eine Stromschnelle

von 100 Fuß zu überwinden hat, so ergibt sich, wenn auch vorläufig nur nach theoretischer Berechnung, daß im Niagaragebiet auf ziemlich engbegrenztem Raum eine Naturkraft zur Verfügung steht, die bis zu 10 Millionen Pferdestärken zu liefern im Stande sein dürfte. Mit einiger Sicherheit kann man die Anzahl der nutzbar zu machenden Pferdestärken auf 7 500 000 veranschlagen.

An die Verwertung dieser von der Natur gelieferten Kraftquelle hat man frühzeitig gedacht, doch kamen nur Anlagen sehr beschränkter Umfanges zur Ausführung, wie Sägemerle, die seit 1725 durch die Wasserkraft des Niagarafalles betrieben wurden.

Erst in neuerer Zeit, seitdem die Uebertragung elektrischer Energie auf weitere Strecken möglich geworden, sind Anlagen größeren Umfanges entstanden. Die bedeutendste derselben ist zurzeit die der Niagara Falls Power Company. Die Werke dieser Gesellschaft liegen eine englische Meile oberhalb des amerikanischen Falls und darum noch etwas über die erwähnte Stromschnelle hinaus, wie aus unserer Zeichnung zu ersehen ist. Die Gesellschaft hat einen 12 Fuß tiefen und 180 Fuß langen Kanal anlegen lassen, der dem Strom eine zur Erzeugung von 100 000 Pferdestärken genügende Wassermenge entnimmt. Die Kraftstation liegt seitlich am Kanal in einer Erdvertiefung, die 20 Fuß breit, 200 Fuß lang und 180 Fuß tief abgeteufelt ist. Das Wasser wird aus dem Kanal durch acht 8 Fuß im Durchmesser haltende stählerne Abfallrohre zu acht in der Station aufgestellten senkrechten Turbinen geleitet, von denen jede 5500 Pferdestärken entwickelt und mit ihrer Achse einen Generator treibt, der seinerseits Energie im Betrage von 5000 Pferdestärken abgibt, so daß die Station in ihrem jetzigen Zustand über 40 000 nutzbare Pferdestärken verfügt. Es ist Vorkehr zur Aufstellung von noch zwei weiteren Turbinen getroffen, so daß binnen kurzem Energie im Betrage von 50 000 Pferdestärken entwickelt werden kann. Ebenso beabsichtigt die Gesellschaft, an der andern Seite des Kanals eine zweite Station anzulegen, auch hat die Gesellschaft die Berechtigung erhalten, auf der kanadischen Seite eine Anlage ins Leben zu rufen, für die eine Entwicklung von 250 000 nutzbaren Pferdestärken vorgesehen ist. Das Abwasser der jetzigen Station wird durch einen 7000 Fuß langen, in direkter Linie unter der Stadt Niagara Falls hergetriebenen Tunnel nach einem Auslasse geleitet, der sich etwas oberhalb der oberen Bogenbrücke befindet. Dieser Auslass ist auf unserer Zeichnung deutlich zu gewahren. Eine zweite Gesellschaft, die Niagara Falls Paper Company, hat ihre Kraftstation neben derjenigen der Niagara Falls Power Company liegen. Sie entwickelt 7200 hydraulische Pferdestärken, entnimmt das Wasser dem Kanal und läßt es durch den Tunnel abfließen.

Die zweitgrößten Anlagen sind die der Niagara Falls Hydraulic Power Company. Diese Gesellschaft besitzt einen Kanal, der, wie unsere Zeichnung zeigt, von dem Flusse an einer Stelle oberhalb der Fälle, doch etwa 2000 Fuß unterhalb des Kanals der Niagara Power Company, abzweigt und nach einem Beden führt, das dicht am oberen Uferende, eine Viertelmeile unterhalb der oberen Brücke, gelegen ist. Aus diesem Beden wird das Wasser durch zwei Abfallrohre, von denen das eine 8 und das andre 11 Fuß Durchmesser hat, einer 200 Fuß tiefer am Ufer dicht bei dem Fluß gelegenen Kraftstation zugeführt, in der Energie durch eine Reihe nach liegender Turbinen entwickelt wird. In ihrem jetzigen Zustand kann die Station 10 500 nutzbare Pferdestärken liefern, doch wird ihre Leistungsfähigkeit sich bald auf 20 000 Pferdestärken erhöhen. Durch Erweiterung des Sammelbedens, Erbreiterung des Kanals und Anlage einer weiteren Kraftstation am unteren Uferende gedenkt die Gesellschaft die Leistung ihrer Anlage auf 100 000 Pferdestärken zu bringen. Ihre Berechtigung zur



Foto: Dieffenbacher

Photographie-Berlag von Georg Festschmidt in München.

Letzte Fahrt. Nach dem Gemälde von Aug. Dieffenbacher.

Schreiber, d. m.

Wasserabnahme ist bis zur Entwicklung von 125 000 Pferdestärken vorgegeben.

Der im Jahre 1858 angelegte Kanal versorgt noch eine Reihe weiterer gewerblicher Unternehmen mit Wasserkraft, die alles in allem etwa 7500 nutzbar Pferdestärken entwickeln dürften. Auf der kanadischen Seite besitzt die Niagara Falls Park and River Railway gegenüber dem Hufeisenfall eine Kraftstation, in welcher unter einem Absturz von 68 Fuß zwei Turbinen eine Gesamtkraft von 2000 Pferdestärken zur Verfügung stellen.

Rechnen wir alles zusammen, was in den verschiedenen Anlagen an den Niagarafällen an Kraft entwickelt wird, so ergibt sich, daß von den theoretisch berechneten 7500 000 Pferdestärken im gegenwärtigen Augenblick nicht ganz 50 000 nutzbar verwertet werden. Nach den Verträgen, welche die verschiedenen Gesellschaften abgeschlossen haben, dürfte diese Anzahl demnächst eine Erhöhung um 60 Prozent erfahren. Dr. H.

## Liebe.

Ein Idyll vom Zürichsee

von

Goswina von Berlepsch.

Sie hieß Anneli Bierenstiel und war eins jener Geschöpfe, die Gott und den Menschen gefallen, einundzwanzigjährig, schon fest auf sich gestellt, frisch wie ein Apfel am Baum, Gesundheit durch und durch.

Dieses Schauspiel menschlicher Wohlgestalt hatte nun schon Jahr und Tag einer vor Augen, der nicht blind war, im Gegenteil. — zumal zwischen den Bäumen durch gerade die schönste Aussicht von seinem Pferd stall nach ihrem Küchenfenster ging. Es war der Heiri Brunner, Knecht und Kutscher, in der Woche für das Fabrikfuhrwerk, am Sonntag für die Herrschaft, zu deren Gefinde er und Anneli gehörten. Obwohl er auf diese Eine durchaus nicht angewiesen, sogar die reichste Auswahl in der Gegend ringsumher gehabt hätte, war er gerade auf sie erpicht. Die übrigen existierten für ihn nur zu müßigen Pasha-späßen. Sie aber machte ihm mehr zu schaffen, als ihm lieb war, machte ihn zeitweise geradezu schwach, melancholisch — oder auch wild vor lauter Wehrlosigkeit — einen schier sechs Schuh langen und im Breitenmaß auch nichts nachgebenden Eidgenossen, der alljährlich in voller kriegerischer Herrlichkeit vor ihrem Angesicht zum Waffendienst ausrückte, von seinem Herrn mit Respekt behandelt wurde und jedem Kopf den Meister zeigte! Daß er beim Anneli sein Ziel noch nicht erreicht — er hatte es auf ein regelrechtes, ernsthaftes Liebesverhältnis abgesehen, das, sobald die Zeit gekommen, in der Ehe seinen Abschluß haben sollte —, daran war nur die Eifersucht schuld. Denn sonst gefiel er auch ihr, besonders des Sonntags, wenn er auf dem Bock des Zweispänners saß, die zwei glänzend gestriegelten Pferde zu Füßen. Dann war er ein Standesmensch, der mit Bewußtsein von seiner Höhe blickte und ihr nicht bloß Bewunderung, sondern auch einen gewissen selbstschmeichelnden Respekt einflößte. Aber seine Eifersucht! Mit Argusaugen bewachte und umspähte er sie. Dagegen wehrte sie sich einstweilen noch resolut und blieb dabei, ihre junge Freiheit nicht so leichten Kaufes herzugeben.

Er hatte schon allerlei Versuche gemacht, des spröden Schakes habhaft zu werden. Die meisten waren mißglückt, einer nur so halb und halb gelungen. In der letzten Fastnacht, beim Kränzchen der Ortsfeuerwehr war das gewesen, wohin er nur Annelis wegen gegangen und einmal wieder Höllenqualen gehabt, am liebsten alles kurz und klein geschlagen hätte. Da die Diensteute des reichen Fabrikanten hier aber zu den angesehenen Persönlichkeiten gehörten, mußte er auf eine andre Aeußerung seiner Gefühle bedacht sein und machte sich durch Spotten Luft. Damit man ihn ja nicht für einen unglücklich Liebenden halte, fing er an, über die Frauenzimmer Späße zu machen und den gewaltig Wählerischen zu spielen.

Da fragte ihn einer, was er an Anneli auszu sehen habe, wenn ihm schon keine recht sei. „Bah,“ sagte er, „mit ihrer Schönheit ginge es an, wenn sie hübschere Zähne hätte.“ Dies war in der That nämlich der einzige dunkle Punkt an ihrem kernfrischen Persönchen. Wie so viele Frauen am Zürichsee — ob vom sauern Wein der Gegend? — hatte auch Anneli früh schadhafte Zähne bekommen.

Daß sie diese Kritik Heiris prompt erfahren, vernahm der Uebelthäter zwar nicht aus ihrem Munde. Aber er merkte es dann an ihrem Verhalten und sah es eines Tages, als sie mit stillhöhnendem Vergeltungslächeln das schönste Geschmeide neuer Zähnen zum Vorschein kommen ließ. Jetzt war sie ihm nur noch gefährlicher, und doppelt durch eine gewisse, nicht trohige, nein eher heitere Unnahbarkeit, die ihn mehr verwirrte, als es alle Vorwürfe gethan hätten. Er traute sich hinter den Ohren und studierte vom Morgen bis zum Abend, wie die Sache wieder einzurenken sei. Leicht war es nicht. Endlich kam er auf eine Art

Gewaltstreich. Er ging in die nächste Ortschaft zu dem Zahnarzt, der Anneli zu ihrer neuen Schönheit verholfen, fragte unter einem Vorwand, was das Ding gekostet habe, und gab dann kurzerhand den Betrag per Postmandat an Fräulein Anna Bierenstiel auf, mit der Randbemerkung: „Schon bezahlt. Betrag zurück.“ — Natürlich setzte es einen großen Durcheinander, bis heraus kam, daß er der ritterliche Spender der Zähne sein wollte. Damit kam er aber schieß an. „Nichts da,“ erklärte Anneli, „so kriegt Ihr mich nicht. Was zu mir gehört, bestreite ich selber.“ — „Aber wenn ich sie Euch zum Andenken verehren möchte?“ wendete er ein. Es rührte sie nicht. Undarmherzig gab sie ihm das Geld zurück, worauf er in der Startköpfigkeit seiner Liebe es stracks abermals an ihre Adresse aufgab, bis sie sehr böse wurde und ihm nun einmal gehörig die Meinung sagte wegen jener Schönheitskritik. Sie redete ihn dermaßen nieder, daß er zernüchert endlich den letzten Trumpf ausspielte mit der Drohung, seinem Herrn aufzusagen und wo anders sein Glück zu suchen. Das wollte Anneli aber doch nicht. Und so gab es schließlich einen Ausgleich, vielmehr einen Pakt, wonach Anneli, von Heiris Beharrlichkeit überwunden, die Sendung zu behalten versprach, unter der Bedingung, daß sie das Stimmchen in ein Extra-Sparbuchs einzeichnen lasse und es samt Zinsen zurückgebe, wenn sie etwa anderweitige Entscheidungen über ihre Person treffen sollte.

Das hätte eine andre dem Heiri sagen sollen! Himmelfahren und Kanonen! oder ein ähnliches Artilleristen-Kraftwort wäre die erste Antwort gewesen. Von ihr nahm er es einstweilen hin ohne das — aus guten Gründen.

Darauf ging es eine Weile wieder so so lala, bis der Frühling Heiris Gemüt aufs neue rebellisch machte. Es war ein besonders schöner Frühling. Rings um das stattliche Haus, das auf einer der sonnigen Anhöhen am See lag, blühten Wiesen und Bäume in wundervoller Pracht. „Alles ein Licht!“ sagte Heiri zu Anneli, als sie einmal Sonntags im Freien zusammentrafen und das Wachstum betrachteten. Sie standen unter einem mächtigen Birnbaum, ganz weiß von Blust, in dem ein Volk von Bienen summt, und schauten auf See und Land, das beider Heimat war, nur daß er von „ennet (jenseits) dem Berg“, aus dem Annonaueramt stammte, sie aber aus dem Wehthal, wo die Frauen und Mädchen noch die Bauerntracht mit dem roten Brustflak und den weißen Ärmeln trugen.

Anneli berichtete mit Stolz, daß sie jetzt einmal Gotte (Patin) werde, bei einer Taufe, die nächsten Sonntag stattfinden. Eine verheiratete Freundin hatte den ersten Buben bekommen. Heiri senkte stirnrunzelnd den Kopf. Er hatte jetzt gerade von etwas anderem reden wollen. Da war ihm aber schon der ganze Anlauf verschlagen. Wer Götti sei, fragte er. Sie wußte es noch nicht bestimmt, nannte aber zwei Namen, deren einer gleich Heiris Arwohn stachelte. — „Soso!“ sagte er ein paarmal in stillem Neger, bis ihm etwas andres, etwas Räheres (Schärferes) einfiel. Bevor dies jedoch zu Worte kam, ging Anneli schon hurtig dem Hause zu, und er sah ihr nach in finstern Sinnen.

Am nächsten Sonntag machte sie sich richtig in aller Pracht, nämlich in ihrem schönsten Kleid und einem nagelneuen Sommerhut mit gelben Bändern, für den ganzen Tag auf den Weg. Ihr rotwangiges Gesicht, die ganze Person war feiertäglich blitzblank. Da die Taufe nach dem Vormittagsgottesdienst stattfand und der Ort der Handlung zwei Stationen entfernt war, mußte sie früh aufbrechen, um rechtzeitig am Platz zu sein. Heiri packte scharf auf, um sie vor der Abfahrt noch zu sehen. Als sie nun erschien wie die Morgenröte, war es ihm wieder ganz wirblich im Kopf. Er fragte sie, ob er ihr etwa entgegen kommen solle, falls es mit der Heimkehr spät werde. „Vhätis, nein,“ sagte sie; sie fürchte sich nicht und werde schon beizeiten kommen.

Ihm aber ließ es keine Ruhe an diesem Tag. Wissen mußte er, und zwar vor morgen noch, wer die Patenschaft mit Anneli teilte. Ein wenig verlegen trat er vor seinen Herrn mit der Frage, ob er heut gegen Abend ein paar Stunden frei haben könnte. Es wurde ihm gewährt. Sein Herr wußte wohl, wohin es ihn zog, denn Heiris Leidenschaft für Anneli war allen bekannt. Nur er meinte, daß sie niemand bemerke.

Da zog er denn aus am glorreichsten Maiensonntagabend, als rings alles Glanz und Freude war, frisch gewaschen und rasirt und wie ein Hochzeiter angethan. Er ging auf der oberen Seestraße, weil er dachte, daß sie des schönen Wetters wegen diesen Heimweg nehmen könnte. Aber es war nichts von ihr zu erblicken. Seine Schritte wurden immer länger und eiliger, je näher er dem Ziele kam, so daß er endlich erhipt wie ein Schnellläufer bei dem Häuschen anlangte, wo heute getauft worden war.

Durch ein offenes Fenster zu ebener Erde, vor dem ein schmaler Blumengarten stand, lönte gerade ein

dünnes weinendes Kinderstimmchen in die Abendstille. Heiri horchte auf, ob er nichts andres vernehme. Doch es war fast feierlich still, außer diesem Stimmchen und dem Amselgesang, der von nah und fern rufsam wie ein Schlummerliedchen dazu klang. Diese Musik heimelte ihn in seinen Gedanken an Anneli auf einmal derart an, daß er nur halblaut, ganz zahm, über den Gartenzaun hinein rief. Eine ältere Frau kam herbei mit der Auskunft, daß die „Taufleute“, nach denen er fragte, noch im Gasthaus seien.

Unverzüglich ging er weiter, traf sie aber auch da nicht, sondern mußte sie noch an einem andern Ort suchen, wohin sie nach Aussage der Wirtin gegangen waren. Hier fand er sie, als er von draußen durch das Fenster spähte, allem Anschein nach in bester Unterhaltung. Der „Kindbettmann“ (Vater des Tauf lings) saß in Hemdärmeln vergnügt vor seinem Glase und führte das Wort. Es waren ihrer fünf, zwei Frauen und drei Männer, worunter richtig der Berg argwöhnte, der den Platz neben Anneli hatte. In Heiri stieg sogleich eine hitzige Eifersucht auf. Er wußte nicht, sollte er hinein gehen oder draußen bleiben. Vorläufig blieb er draußen. Er wollte beobachten. Jede Bewegung Annelis verfolgte er, jeden ihrer Blicke.

Der Nachbar that ihr schön, bot Rächli (Schmalzgebäck) an, wollte durchaus einschenken und lachte dabei wie einer, dem es grundmäßig wohl ist. Anneli wehrte die Flasche ab, nahm auch nichts von der Rächerei. Aber sonst war sie recht aufgeräumt und schien keine Antwort schuldig zu bleiben. Ihr munteres Gesicht glühte wie die Abendsonne, denn sie hatte nach drei Seiten hinauszugehen (schlagfertig Rede stehen). Neben der älteren „Bäfi“ war sie ein so erfreulicher Aukblick, daß alle drei Mannen, den ehrbaren Taufvater inbegriffen, das größte Wohlgefallen an ihr hatten.

Je länger Heiri hinein spähte, desto mehr würgte es ihn. Er kam sich ganz miserabel vor, so draußen zu stehen und zu schauen, anstatt — Ja, was er thun möchte, hätte er schon gewußt! Aber so dumm war er nicht, sich vielleicht gar eine Niederlage zu holen. Er wollte es anders angehen, seiner —

„Die Jungfer Gotte möchte einen Augenblick hinauskommen,“ meldete die Kellnerin.

„Zu wem?“ — Anneli besann sich zuerst; dann schien ihr eine Ahnung aufzugehen, und sie zögerte nicht. Als sie Heiri sah, lachte sie verwundert, als wollte sie fragen: was thut Ihr da?! Das blies in ihm das letzte Lichtlein Vernunft aus. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe und verlangte, daß sie mit ihm gehe; er habe mit ihr zu reden.

„Grad jetzt? Und nur so davonlaufen? — Wegen was?“ fragte sie.

„Mir zulieb!“

„Einem, der so wußt thut und gar keinen Grund und Recht hat und ein braves Weiltli verschimpft!“ sagte sie resolut.

„Von dem müssen wir jetzt eben reden. Macht keine Geschichten — kommt! Oder ich —“

Aber Anneli war keine von denen, die sich einschüchtern lassen, auch von einem Goliath wie Heiri nicht, gerade nicht! Und jetzt machte sie ihm Vorwürfe über seine Aufführung, sein Mißtrauen; sie schämte sich, weiß Gott, daraufhin wieder hineinzugehen, geschweige ihn mitzunehmen — so einen Unhold!

„Mitnehmen? Mich?“ höhnte er. „Unserer läßt sich vom Weibervolk nicht mitnehmen. Umgekehrt!“ Dabei griff er fest nach ihrer Hand und wollte sie mit sich ziehen.

Auf einen Ruck aber machte sie sich frei und schaute ihn zornig von oben bis unten an. „So einer seid Ihr? Gut ist's, daß ich's weiß! Adies!“

Er kam erst recht zu sich, als er eine Weile schon wieder allein stand. Wie ein Mährtrab ging es ihm im Kopf herum, ein ungeheurer Zorn über Anneli, über sich selber. Warum hatte er ihr nachlaufen müssen? — Aber so kurzen Prozeß ließ er nicht mit sich machen! — Wart du! Mit dem Heiri Brunner geht man so nicht um! —

Als es dunkelte, verlangte Anneli heimzugehen. Sie schaute still-verdrossen vor sich hin und setzte auf einmal ihren schönen gelben Strohhut auf. Die Männer wollten nichts vom Fortgehen wissen, da es noch lange Zeit bis zum letzten Zug sei. Sie gehe gern zu Fuß an einem solchen Abend, erklärte sie, zumal die Vase mitkomme. Da lief es aber gerade aufs Gegenteil von dem hinaus, was sie wollte. Alle gingen mit. Annelis Nachbar dünkte, daß es ja, beim Tausend, nichts Schöneres gebe, als noch so einen Spaziergang zu machen. Sie wollte von der Begleitung nichts wissen, aber es blieb dabei.

So gingen sie denn, nachdem bezahlt und wegen der Schuldigkeit noch ein biederer Wettstreit ausgefochten worden, auf der stillen oberen Seestraße zurück, woher Heiri gekommen.

Es war trotz der Nacht eine schimmerige Halbhelle durch die weißblühenden Bäume und Wiesen, die jetzt

wie im Märchenschlaf unter dem sternbesäten Himmel ruhten.

Anneli hing sich an den Arm der Waise, mit der Verabredung, daß sie vorausgehen und dann so schnell laufen wollten, bis es den Männern zu viel würde; sie habe das Schwagen und Schönthun jetzt satt. Kaum waren sie indessen zwanzig Schritte voran, so kamen die Begleiter nach und nahmen sie in die Mitte. Platz genug war dazu auf der einsamen Straße. Natürlich sollte das Schönthun jetzt erst recht angehen. Aber da fuhr gerade in den ersten Anlauf etwas urplötzlich dazwischen, wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

An einer dunkeln Einsenkung des Weges, wo unter Bäumen lustig murrend ein Bach bergab schoß, sprang untersehens ein hünenhafter Mensch hervor, packte den Nächsten, der ihm unter die Hände kam, und tauchte ihn, schneller, als er sich besinnen konnte, in den Bach.

„Am Himmels willen — der Heiri!“ rief Anneli. „Was thut er denn?“

„Nur a chl (ein wenig) abkühlen,“ lachte er grimmig. „Will etwa noch einer hinein?“

„Beim Donner, was soll das heißen?“ schrie der Kindebettimann unten im Bach.

„Ja so — hab' ich den Lehen (den Unrechten) erwischt? — Richtig, dem gilt's ja!“ — Und abermals ergriff Heiri einen und legte ihn mit wunderbarer Behendigkeit wie eine Garbe Stroh ins Wasser.

Das wurde Anneli zu arg, und jetzt stellte sie sich zwischen den Bach und Heiri. — „Schäm' Euch,“ schalt sie ihn, „wie ein Räuber den Leuten auspassen, wenn's dunkel ist! Jetzt bin ich da, — probiert's nur noch mit einem!“

„'s ist nur ein Spählein auf dem Heimweg. Sie werden schon wieder trocken. Aber mit dir — du Anneli, hab' ich noch öppis (etwas) andres zu reden!“ „Duzet mich nicht! Ich will's nicht! Ihr dürft nicht!“

„Weil du noch kein Ringli von mir hast? Dafür hast die schönen Zähneli, mit denen du die andern so anlachen kannst.“

„So — auf die Art meint Ihr's? Und habt betteln müssen, bis ich dazu nur ja gesagt hab'! — Da — da nehmet sie! Und morgen das Sparrassenbüchli dazu. Ich geb's drein, und nichts will ich mehr davon wissen, und von so einem wüsten Bursch auch nichts mehr!“ — Und unverzagt ob ihrer verminderten Schönheit griff sie in ihrer Empörung zitternd, aber herzhaft nach dem Perlenhalsband ihres Mundes, wuschte ihn säuberlich ab und drückte ihm dem Heiri in die Hand.

Die Waise und der dritte der Männer standen bei diesem blüchnein eingetretenen Schauspiel wie Säulen da, während die beiden andern schon wieder treisend aus dem Bache kamen und nun ihrerseits Vergeltung üben wollten. Der Taufvater schimpfte über sein durchnähtes Hochzeits- und Staatsgewand und schlenkerte zuerst das Wasser daraus. Der andre aber stürzte sich sofort wie ein Löwe auf Heiri und machte Miene, ihn nun seinerseits in das kalte Frühlingsbad zu befördern. Da warfen sich jedoch die Frauen und Anneli besonders mutig dazwischen und hielten ihnen vor, welche Schande es sei, so auf offener Straße hintereinander zu kommen wie bergelaufenes Volk. Sie hatten harte Mühe, die Erboften auseinander zu halten, doch es gelang, wenn auch unter einem Kreuzfeuer schimmer und verworrenen Reden. Denn im Grunde wußte keiner außer den Nächstbeteiligten, wieso eigentlich dieser Kampf entstanden, die einen im Bach gelegen, das Anneli gar eines Teils seiner Zähne beraubt war. Dies hielt das tapfere Mädchen jedoch keineswegs ab, beseuerte sie im Gegenteil sogar, gründlich Ordnung in die sonderbare Lage zu bringen, indem sie zuerst den nassen Taufvater zu seiner Frau heim schickte, hierauf dem andern Eingeweichten, dem die Liebeshitzig merklich abgekühlt waren, mit klugen, beständigsten Worten zuredete, mitzugehen, und das selbe beim dritten that. Von einem so schnellen Abzug wollten sie zwar nichts wissen und drohten Heiri zum mindesten mit einer Klage, da thätliche Genußthuung nach dem ersten Putsch unter ihren Begriffen von bürgerlichem Anstand lag. Nach einer Weile des Hin- und Herredens ging es auf Annelis energischen Zuspruch wirklich auseinander. Sie selbst bestand darauf, mit der Waise allein heimgehen zu wollen; keinen, gar keinen brauche sie; sie fürchte sich nicht!

Heiri blieb, nachdem die einen abgezogen, noch finster stehen, wie eingewurzelt, wie vernichtet von der Wendung der Dinge, besonders des kleinen Dinges in seiner Hand, dem zurückgegebenen Unterpfand seiner Hoffnungen. Er hätte es jetzt, nachdem er sich Luft gemacht, Anneli wieder anbieten mögen, denn sie gefiel ihm nach diesem Heldentat wo möglich noch besser als vorher. Aber er brachte kein Wort mehr heraus, auch nicht, als sie ihm das anthat, denselben Weg wie er zu gehen, doch jede Annäherung seinerseits zu verbieten. In festem Schritt ging sie mit der Waise voraus, ohne sich weiter um ihn zu kümmern — als

ob er ein Fremder oder gar ein Niemand für sie wäre. Und das in einer solchen Maiensonnennacht! —

Er trottete in schwerem Sinnen hinterdrein. — War er nicht der größte Esel am ganzen Zürichsee herum? —

Als die Hausfrau am andern Morgen statt einer festlichen Miene die Veränderung in Annelis Gesicht bemerkte, fragte sie: „Es wird doch nicht —“

„Ja eben,“ sagte Anneli betrübt, „es hat etwas Dummes gegeben und wird wohl das beste sein, wenn ich —“

„Was?“

„An einen andern Ort gehe.“

„Wieso?“

„Ach — der Heiri —“ Das übrige verschwieg sie. Dasselbe Gespräch ungefähr fand zwischen Heiri und seinem Herrn statt. Auch er meinte niedergeschlagen, daß es das beste sein werde — und so weiter.

Weder beim einen noch andern wurde es ernst genommen. Sie sollten sich's zum mindesten überlegen.

Das thaten sie bis zum Abend. Dann ging Anneli über die Wiese hinunter zum Pferdestall, das bewußte Sparrassenbuch in der Hand. Heiri schirfte gerade seine Kasse aus.

„Da habt Ihr,“ sagte sie. „Und jetzt ist's aus.“ Er dagegen nahm aus der Westentasche behutsam ein kleines Ding und reichte es ihr, in stummer Ungewißheit, ob er dazu demütig thun oder besser lachen solle.

Sie wehrte. „Ich mag's nicht mehr, — ich lasse andre machen.“

„Aber ich kann's ja nicht brauchen,“ sagte er; „zu was das Geld so verthun?“

Das war richtig. Anneli sann einen Augenblick. Das Sparrassenbuch allein hob die Verbindlichkeiten auch auf. — „Also gebet — und Ihr nehmt das Büchli.“

„Ich nehm's nicht.“

„Ihr müßt — weil ich fortgehe und weil ich es überhaupt nicht mehr will.“

„So so!“ sagte er, sehr betroffen — „und ich hab' Euch Platz machen wollen — hab' dem Herrn schon aufgesagt.“

Das ging ihr doch wie ein Stoß gegen den Magen. Sie fuhr unwillkürlich nach dieser Gegend und strich dann langsam mit gespreizten Fingern über die Schürze hinunter. — „So geht's, wenn man kein Vertrauen und keinen schönen Charakter hat!“

„Charakter? — Was sagst du?“ — Er sagte sie mit seiner braunen Tasse bei der Schulter und bückte sich, um ihr recht ins Gesicht zu schauen. „Du — das mußt du mir abbitten — jawohl!“

„Was habt Ihr mir abzubitten?“

Sie sahen sich fest an, stumm, Aug' in Auge. Er ließ sie nicht los.

„Du Himmelherrgottsmaitli!“ knirschte er langsam. „Geh du noch einmal auf eine Laufe, wo ein anderer als ich Götti ist! Eher taufen wir öppe (etwa) in einem oder zwei Jährli, beim Eid! — Jetzt thu das Ding wieder, wohin es gehört!“

In ihrem Gesicht leuchtete es von allerlei Wettern, als sie das Ding zögernd zurüchnahm.

Darob lachte er auf einmal, daß ihm das Wasser in die Augen schoß — er wuschte mit der umgekehrten Hand vielsagend über den Mund —

Aber so geschwind ging das beim Anneli Bierentstiel nicht!

Gute Beute.

(Bild S. 4.)

Der Blutball der Sonne Afrikas sinkt im Westen unter den Horizont; noch ein letztes Aufleuchten, dann breitet die Nacht ihre dunkeln Schwingen über die Ebene. Der Hirt hat seine Herde in den Pflanz getrieben, drei Meter hoch, einen Meter breit sind die fackeligen Aeste der Mimose zusammengeschlochten — ein Wall, sicherer als eine Steinmauer. Behaglich lauernd lagern die Kinder am Boden. Das Melken ist vorüber — ein Bild tiefen Friedens. Selbst die wachsamten Hunde sind schweigsam, nur das Auge und das Ohr sind in rastloser Anspannung.

Da dröhnt plötzlich die Erde, und Schreden befüllt alles Lebende im Umkreis — es ist das Brüllen eines Löwen. Angstvoll höhnend drängen sich die Kinder in der Herde zusammen, selbst die sonst so mutigen Hunde heulen laut und kläglich und flüchten sich zu ihrem Herrn, der selbst rasselnd und entmutigt in seinem Zelt verborgen dem furchtbaren Tone lauscht — was nutzt ihm seine Lanze zum Kampf gegen einen solchen Feind? Näher und näher kommt der Löwe, die Angst des Viehs steigt — welches Tier wird das Opfer sein?

Mit einem gewaltigen Satz überspringt der Räuber den hohen Baum. Ein einziger Schlag seiner Pranke tötet ein zweijähriges Kind, ein einziger Biß zerbricht ihm die Wirbelsäule des Halses. Ungeschindert tritt er dann mit der Beute den Rückzug an; das Kind im Rücken legt er über die Herde und trägt es seinem Lager zu — der König der Tiere, der sich seinen Tribut geholt hat.

Ein Giftschlangenzüger.

(Bild S. 21.)

Man sollte glauben, solche giebt es nur im fernen Asien oder im „dunkeln Erdteil“, in den Prairien Nordamerikas oder in Brasiliens Urwäldern, und doch giebt es solche, wenn auch nur wenige, in unserm schönen Mitteleuropa, und ich bin ihnen schon öfter auf meinen Jagdzügen im Wiener Walde, im Steirischen und in Tirol, ebenso in den Gebirgen Nördens und Böhmens begegnet. Es sind das ganz merkwürdige Räuze, arme Teufel, die jahraus jahrein auf der Wanderschaft sind und sich durch das Sammeln medizinischer Kräuter, seltener Insekten und hauptsächlich mit dem Fange der in manchen Gegenden eine wahre Plage bildenden Kreuzottern das Nötige zum Lebensunterhalt erwerben.

Den letzten dieser Sorte von Menschen traf ich im Leithengebirge, als ich schon in der Dunkelheit mühsam von einem deutlichen Nebelkondensat zurückkehrte. Da wir denselben Weg hatten, knüpfte ich an den Dank für seinen freundlichen Gruß eine weitere Konversation und sollte es nicht bereuen, sie verschaffte mir eine sehr genutzreiche Stunde. Im Orte angelangt, war der Mann meiner Einladung gefolgt und mit in das Gemeindegewand eingetreten. Jetzt erst konnte ich mir beim wohl spärlichen Licht der einzigen an der Decke hängenden Petroleumlampe den Mann näher betrachten, dessen umfassende Kenntnis unter Tier- und Pflanzenwelt während unsrer gemeinsamen Wanderung mir schon gewaltig imponiert hatte. Von mittelgroßem Wuchs, machte seine ganze Gestalt den Eindruck einer ganz gewaltigen Kraft und Ausdauer. Das lederfarbige, von tausend Falten durchfurchte Gesicht verriet entschiedene Intelligenz und war von jener Art, die man oft bei Menschen findet, welche viel mit sich allein in Gottes freier Natur sind. In den kleinen, graubraunen Augen glühte oft während seiner Erzählungen ein Funke von wilder Kühnheit auf, und um Mund und Kinn lag der unverkennbare Zug von Mut und Entschlossenheit. Die von Sonne und Regen gebleichten Haare und die nur spärlichen, aus dicken gelben Borsten bestehenden Bartansätze gaben dem ganzen Kopfe, trotz des eigentlich gutmütigen Gesichtsausdruckes, etwas Wildes. Beim Wein wurden wir bald gute Freunde, und ich lenkte nun das Gespräch auf den für mich interessantesten Teil seiner Beschäftigung: den Schlangenzug.

Mit kurzen, tiefen Sätzen und ohne Beobachtungsgabe verratenden Worten beschrieb er mir die Gegenden, welche er für seine gewiß legendbringende Thätigkeit auswählte, um Erfolg zu haben. Der Mann wußte genau, wo er seine Beute zu suchen hatte, und ebenso einfach wie sinnreich ist der von ihm verwendete Apparat.

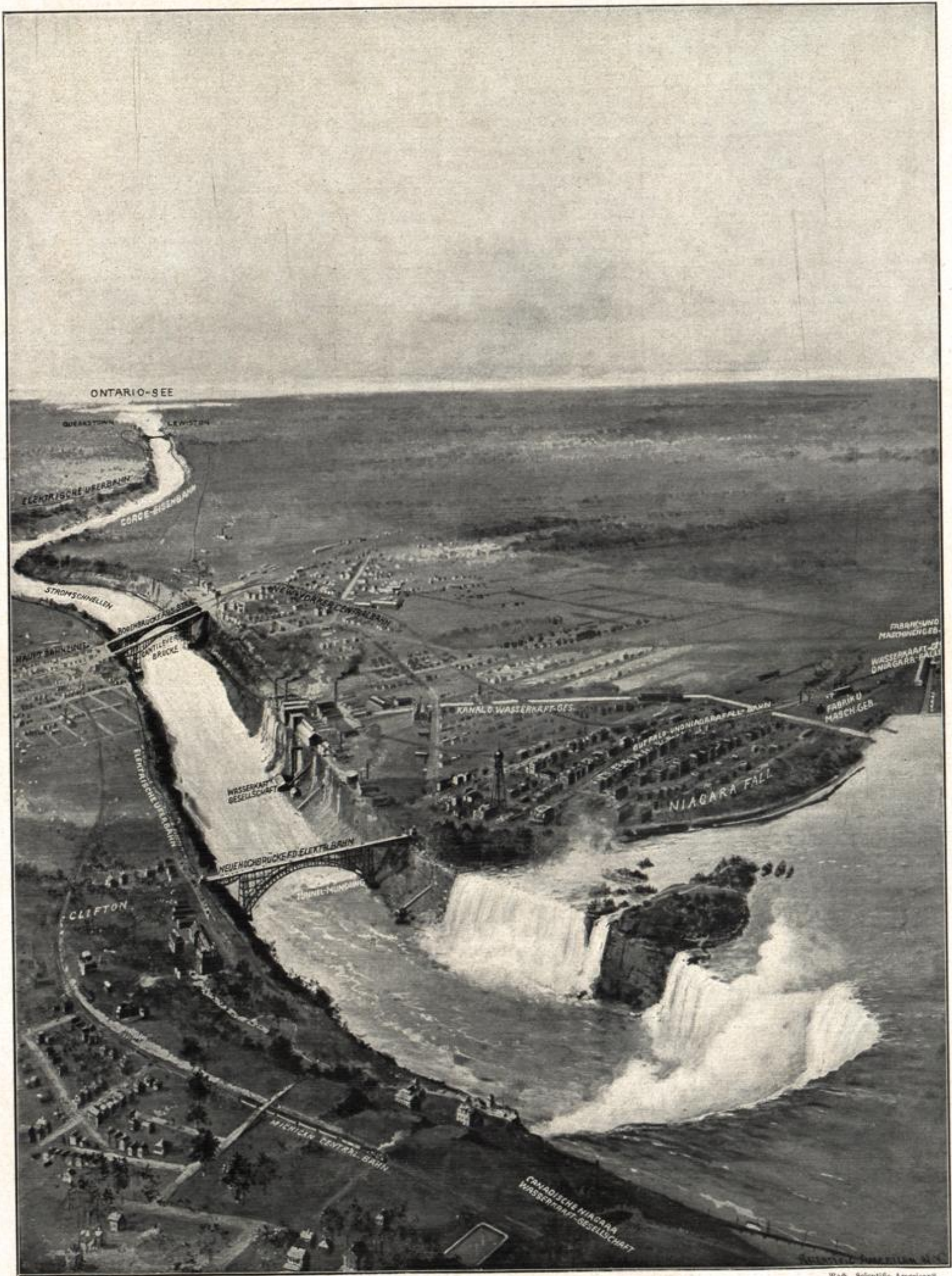
Ein ungefähr 1 1/2 Meter langer Stod aus jähem Holze, dessen unteres Ende etwa 15 Centimeter lang gespalten ist. Am Ende dieses Spaltes sitzt ein harter Messingring. Dieser Spalt wird nun gewaltsam erweitert und durch ein quer eingestelltes, ungefähr 5 Centimeter langes, sorgfältig geglättetes Stückchen Holz, das an einem Stiel Draht um den Messingring befestigt ist, auseinander gehalten. Hat nun der Schlangenzüger eine Kreuzotter aufgespürt, so kößt er, ob nun die Schlange ruhig liegt oder sich noch so schnell bewegt, mit dem gespaltenen Ende mit außerordentlicher Sicherheit auf den Hals der Schlange, welchen er genau mit dem eingeklemmten Hölzchen trifft, welches dadurch aus dem Spalt gestossen wird; die beiden Teile des gespaltenen Stodendes klappen zu und klemmen den Hals der Schlange ein. Im selben Augenblick hat sich nun die Schlange um den Stod geschlungen und sucht sich zischend und schnappend zu befreien, aber vergeblich, das jähe Holz hält sicher; und mit aller Seelenruhe zieht der Schlangenzüger sein Messer heraus, mit welchem er dem giftigen Reptil den Kopf abschneidet, um sich dann beim nächsten Bezirkskomite die Prämie von 25 Kreuzer für jede erlangte Giftschlange ausbezahlen zu lassen. Ist es jedoch ein besonders schönes Exemplar, so hat unter Mann einen eignen Käfig, um die Schlange lebend aufzubewahren, denn er hat dafür auch Verwendung für Naturforscher, Sammlungen, Tiergärten und so weiter. Auch für das Fell der Tiere weiß er Abnehmer zu finden, denn wie die meisten Hirten und so weiter ist auch er „Medizinmann“ und wird von den Bauern lieber als der Arzt konsultiert, und da „machen sich die dummen Leute“ ganz g'wiss mit die kalten Umschläg', wie i' anischn', wenn i' hna net a bißl a Katternsetten oder Krotenhaut mit dazu verordnen thu', je grauhslicher d' Sach', des' mehr glaub'n i' dran!“ setzte er mit schlouem Augenzwinkern hinzu. — Der Mann kannte keine Leute und — die große Heilkraft des Wassers. Aber nicht immer verwendet er den Fangstod, er fängt, wie er sagt, die Schlange ebenso sicher mit den bloßen Fingern, nur wenn die Schlange zwischen Steinen oder im Dornengebüsch liegt oder kriecht, so verwendet er den Stod.

Nachdem er mir noch die Beute des letzten Tages, zwei kleine Kreuzottern, gezeigt und sich eine meiner Britannicas angeeignet, verabschiedete er sich von mir, er wollte noch die Nacht durch wandern bis zum nächsten Dorf.

Ich erzählte meinem Gastfreund, dem Forstmeister, mein Erlebnis und hörte da zu meinem großen Mißbehagen, daß die Kreuzotter nicht so selten ist, wie man glaubt; so wurden im Bezirk Kaisersbrunn, im Bereich der Wiener Hochquellen, im Jahre 1894 bis 1895 für 119 Stück erlegte Kreuzottern die Prämien bezahlt. Ich muß gestehen, daß es mir nicht sonderlich angenehm zu Mut war, als ich am nächsten Morgen wieder am Anstand war, ich habe nämlich einen unüberwindlichen Abscheu vor Schlangen, und ich glaube, daß ich nur deshalb den prächtigen Schieberbock schloß, weil es gerade beim Abziehen neben mir im Grobe raschelte — ich bin auch noch am selben Tage, ohne die Abenddämmerung abzuwarten, wieder nach Hause gefahren. Gott sei Dank giebt's bei uns im Stadtpark keine Kreuzottern!

Gottfried Sieben.





Die Niagara-Fälle und ihre industrielle Verwertung.

Nach „Scientific American“.



Der Kampf um die Standarte. Nach dem Aquarell von Chr. Speyer.



Das Pestalozzi-Fröbelhaus in Berlin.

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin.

Mit neuen Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hugo Rodolph in Berlin.

Ich war für kurze Zeit in Berlin. Eine lange Liste von Schönen und Interessantem, was ich sehen wollte und sollte, lag vor mir, und ich versuchte eben, beides in Einklang zu bringen, als eine Freundin, die Frau von Karl Emil Franzos, mich besuchte, und meine Beschäftigung bemerkend, mir auf das bestimmteste sagte:

„Einen Vormittag mindestens mußt du dir zur Besichtigung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses nehmen!“ — Ungern hörte ich von noch etwas Neuem, versicherte, daß ich schon sehr viele Wohltätigkeitsanstalten kenne, daß ich wirklich keine Zeit habe und so weiter, aber sie ließ nicht nach, meinte, ich werde ihr später danken, wenn ich die ganz eigenartige, seltene Anstalt gesehen, und gewohnt, auf ihren Rat zu hören, gab ich nach, und wir fuhren am andern Morgen Schöneberg zu, in die Barbarossastrasse 74. Ich ließ mir unterwegs erzählen von dem, was ich zu sehen bekommen würde, und suchte mich auf der Fahrt aus einigen mitgebrachten Broschüren und Rechenschaftsberichten zu orientieren.

... Nachdem im Jahre 1872 ein kleiner Kreis Menschen zusammengetreten, um einen Verein für Volksgärten und Volkserziehung zu begründen, gelang es ihnen, in Frau Henriette Schrader, geborene Freymann, einer Grobnichte Fröbels, eine Kraft zu gewinnen, die, mit dem Herzen denkend, mit dem Verstand organisierend, von glühender Menschenliebe erfüllt, jahrelang wirkte nach den Grundsätzen Fröbels:

„Schon als Kind soll der Mensch als ein wesentliches Glied der Menschheit anerkannt werden!“ und: „Kinderpflege leitet naturgemäß über zur weiblichen Erziehung!“

In der Steinmehstraße 16 entstand, eins aus dem andern herauswachsend, ein Kindergarten, ein Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, eine Abteilung für Kinderpeisung, Kochschule und Mädchenheim, welches Schülerinnen des Seminars Wohnung, Verpflegung und familienhaftes Zusammenleben zu billigen Preisen gewährte. In ernster Arbeit fügte sich Stein an Stein, edle Frauen stellten sich zur Mithilfe ein, und Ihre

Majestät die Kaiserin Friedrich übernahm, fördernd und interessvoll, das Protektorat der Anstalt. Aber mit dem stetigen Wachsen und Sichausbreiten mehrten sich auch die Sorgen. Es fehlte an Raum, es fehlte an den Mitteln, diesen zu schaffen, und die Lage fing an, bedenklich zu werden. Da kam wie durch ein Wunder die Bekanntheit, welche Frau Schrader und die Anstalten mit Frau Baurat Wenzel-Gedemann machten. Sie, die ihren Reichtum im Sinne wahrer Humanität verwerten wollte, fühlte, daß in diesen vollserjehlichen Bestrebungen wertvolle Beiträge enthalten seien zur Förderung des Menschentums. Sie faßte den Entschluß, dem Verein ein Haus zu bauen, welches auch äußerlich dem Geiste, der im Pestalozzi-Fröbel-Hause walte, einen angemessenen Ausdruck gäbe. Und so entstand das neue Haus, ein vornehmtes Denkmal edler Menschenliebe, dessen Wirksamkeit nun weit über Deutschland hinaus sich erstreckt.

Der Wagen hielt, mitten in einer Straße von großen Miethäusern, und wir traten durch ein Thor, das, ebenso wie das Pfortnerhäuschen, aus rohen Birkenstämmen gemacht ist. Und wie mit einem Schlage der Stadt entronnen, so befanden wir uns plötzlich in einem lichten, sonnigen Birkenwäldchen. Einzelne der weißen Stämme stehen nahe beisammen und bilden Schatten. Parkähnlich sind große Promenadenwege und Rasenflächen angelegt, und wo die Bäume vereinzelt stehen, da giebt es, in frischer Gartenerde, ganze Strecken mit winzig kleinen Beeten — die selbst zu bebauenden Gärtlein der Pflöglinge. Auch für einen großen Gemüsegarten und einen Lawn Tennisplatz ist noch Raum vorhanden, und vor allem ist gesorgt für trockene, schöne Spielplätze und eine Reihe von Sandhausen für die Kleinen.

Und in dieser grünenden, wellentrübt erscheinenden Einsamkeit stehen die zwei großen, vornehm gebauten Häuser, geschmückt mit Türmchen und bunter, lustiger Fassade, und, ins Innere eingetreten, hatten wir gerade Gelegenheit, uns einer kleinen Gruppe von englischen Damen anzuschließen, die gleich uns, den für Besuche bestimmten Tag zur Besichtigung der Anstalt benützen wollten. In zuvorkommendster Weise von der vortrefflichen Vorsteherin des Ganzen, Frau Klara Richter, empfangen, führte uns nun eine freundliche junge Kindergärtnerin durch sämtliche Räume, und überall ist der erste Eindruck vor allem:

Weite, Luft, Licht und größte Reinlichkeit. Es war keine Thür, die uns nicht geöffnet wurde, kein Schrank, in den wir nicht hineinschauen durften, und überall herrscht System und Ordnung, und ein Glied der raffiniert praktischen Einrichtungen greift immer wieder ins andre ein.

Gehen wir um das Haus herum, so ist ebenerdig eine Thür, zu welcher die Mütter einzutreten haben, welche ihre Kinderchen der Krippe anvertrauen. Es wurde als wichtig erkannt, daß sie zur Vermeidung etwaiger Uebertragung von Krankheiten nicht mit der oberen Etage in Verbindung kommen. Eine

werden von der Schwester hinaufgetragen und dort im Badezimmer der Kleinen abgegeben. Auch hier hat jedes Kind seine Kummer, seine eignen Schwämmchen, sein Handtuch, Mundtüchlein und in einem Nebenraum in sächerreichem Schrank seinen Teller, Tasse, Napf und seinen in Salz gereinigten Gummipfropfen für die Sogbleitlasche. Und nun werden die kleinen Körperchen vor allem gebadet und geeift in den blig-blanken Wannen, und auf den Wickeltischen harret die vor Frische duftende Wäsche, die Hemdlein, Bindeln, Röschchen, je nach Alter der Pflöglinge. Geschickte, liebevolle Hände wahren hier, unter Leitung einer aus England stammenden Viktoria-Kriegerin, welche ihre im Lande der rationalen Kinderpflege gesammelten Erfahrungen an dieser Stelle in Anwendung bringt. Die unter einem Jahr sich Befindenden kommen nun zu gedeihlicher Ruhe in ihre gleichfalls mit einer Kummer und einem hübschen Spruch versehenen Bettchen oder Wägelchen, und unter den lustigen, freundlich bunten Rattanvorhängen haben sie nichts andres zu thun, als ihren Frühstückschoppen zu trinken, zu schlafen, und neu aufgewacht, hübsch brav zu sein und „still liegen“ zu lernen, denn aufgehoben und herumgetragen wird nur in den seltensten Fällen. Das ist der Anfang der Erziehung, und gar manches der von Hause aus in dieser Hinsicht recht verwöhnten Geschöpfchen hat dies bald erfaßt und spielt zufrieden mit seinen Fingerringen oder einem aufgehängten Ball und lächelt der von Zeit zu Zeit nachschleudenden Wärterin entgegen. Aber hinwiederum kann auch ein rüchiges Schällein, ein unverbesserlicher Schreihals förmliche Zusatzen zu gemeinsamem Geschehen und Revolte veranlassen, und dann „könnte man davonlaufen“, wie mich die Oberschwester lächelnd versicherte, „wenn man die kleinen Aufrührer nicht gar so lieb hätte!“

Neben den Schlafzimmern sind die Räume zum Spielen für die Krippenkindechen bis zu drei Jahren. Hier krabbeln sie, wohlbehütet, auf dem Boden herum, bis sie, am Lauffüßler sich aufrichtend, Schrittchen machen lernen. Hier sind Schwefelker, welche sie lehren, kleine Sprechübungen zu machen, ein Handchen zu geben, sich nicht zu streiten um die gemeinschaftlichen Spielzeugen, sich kleine Dienste zu leisten, und die mit ihnen allerlei lustige Spiele vornehmen — was die Fingerlein alles vorstellen können, was man singt und sagt beim Reiten auf den Knien, wie die Vögellein piepen, die Tierchen untereinander sprechen. —

It's eine unsagbare Wohlthat für die Mütter der arbeitenden Klassen, ihre Kleinsten derart gepflegt und behütet zu wissen, so wächst diese Wohlthat, wenn die Kinder größer werden und die kleinen Seelen zu einem Bethätigungstrieb erwachen. Diesen in richtige Bahnen zu lenken, ist Aufgabe des Kindergartens, und wird darin im Pestalozzi-Fröbel-Hause das nur Denkbare geleistet! Ich will hier nicht von den systematischen Fröbelschen Spielübungen im Zimmer und im Freien reden, von den Beschäftigungsspielen und Reizgeschäften, von den Musikstunden, wo die Schwester am Klavier eine Melodie spielt und die Kinder in bestimmten Intervallen mit ihren kleinen Instrumenten einzufallen haben und so weiter, solches findet man auch anderwärts. Was mich am meisten dort frappierte, das ist die frühzeitige Anleitung zum Helfen, das Lehren, wie auch ein ganz kleines Menschenkind schon seine Neuglein aufmachen und mitarbeiten kann. In jedem der Kindergartenzimmer sind, familienartig, unter der Obhut einer gelernten und einer noch lernenden Kindergärtnerin, etwa vierzehn Größere und Kleinere, Knaben und Mädchen, beisammen, im Alter von drei bis sechs Jahren, und wie sie lehren und bürsten, wahren und wischen und angeleitet werden, ihr kleines Reich selber in Ordnung zu halten, das ist entzückend zu beobachten! Neben jedem Zimmer befindet sich ein sogenanntes Haushaltstübchen, mit Herdchen, mit etlichen Küchengeräten, mit einer kleinen Waschwanne und so weiter versehen. Ein ganz kleines Mädchen sammelte, als ich dort war, die Brokrumen von den Holzbrettlchen, auf welchen das zerhackene Bispbrod gegeben wurde, zu einem Häufchen, ein andres suchte dieses, wenn auch noch ungeschickt, auf eine Blechschüssel zum Hinaustragen zu bringen. Die Sache ging langsam, aber sie ging doch. Eine Sechsjährige stand vor einer Wanne mit warmem Wasser und reinigte mit merkwürdiger Geschicklichkeit die Frühstückstassen, während ein eben so alter Junge mit vorgebundener großer Schürze abtrocknete und die Tassen an ihren Platz stellte. Ein paar winzige zukünftige Hausfrauen standen um eine ihrer Größe entsprechende Waschkufe, in welcher sich die Puppenwäsche der „Familie“ befand, und sie kannten schon ganz genau die Anwendung von Seife und Lauge, die Benutzung von Windmaschine



Besuche im Schlafzimmer der Krippenkinde.

Schwester ist bereit, die Frauen zu empfangen. Für die Wägellein ist ein besonderer Raum vorhanden. In der Stube, in die sie nun geleitet werden, entlang der Wände, etwas erhöht, steht Korb an Korb, darüber sind nummerierte Kleiderhaken angebracht. Jede Mutter hat ihr Kind zu entkleiden, die abgelegten Stücke geordnet aufzuhängen und das kleine Wesen in das im Korbchen befindliche wollene Couvertchen zu wickeln. Diese „Moleskörbchen“

und Mänge, während zwei andre regelrecht aufhängen und dann an einem Nebentischchen mit kleinen Polzen plätteten. Ein Knabe rieb eine Messingpfanne glänzend, und ein paar andre Kinder hantierten bei der Schwester am Herde, die ihnen zeigte, wie's ist, wenn die Milch kocht, und wie ein Feuerchen zu unterhalten sei.

„So kleine Kinder können Sie das alles schon lehren!“

fragte ich, und die Schwester setzte mir auseinander, daß gerade in diesem Alter der Trieb zum Helfen in den Kindern am mächtigsten sei, daß sie all diese Dinge merkwürdig rasch begriffen und daß schon manche Mutter erstaunt ihr erzählt habe, „ihre Junge könne gar keinen Schmutz mehr sehen, seit er hierher komme, überall räume und lehre er zusammen“, oder: „Das Marielchen habe gestern ganz allein die Fimmschüssel gecheuert, und es gebe keine Ruhe, bis es das Tisch Tuch in die alten Falten bringe!“

Aber noch andres wird den Kindern, spielend gleichsam und doch schon verpflichtend, beigebracht. In jedem Zimmer giebt es verschiedenes zu pflügen, Vögelchen, Fische, Frösche und vor allem Blumen. Jedes Kind hat sein eignes Stöckchen, und die Kleinen sind dafür verantwortlich wie auch für ihre Beetchen im Garten, auch lernen sie Fürsorge haben für die größeren Tiere, Kaninchen und Ziegen, welche in der Anstalt gehalten werden. Am bemerkenswertesten erschien mir aber das ganz eigenartig praktische Unterrichten der Kinder im sogenannten „Monatsgegenstände“, an welchem auch die sechs- bis achtjährigen „Zwischenschüler“ teilnehmen. Da wird zum Beispiel einen Monat lang über die Biene gelehrt. Man zieht mit den Kindern hinaus in Gärten und Wiesen, man fährt sie zu einem Bienenbesitzer, der alles erklärt, sie dürfen, nach Hause gekommen, kleine Gegenstände aus Wachs formen, Lichterchen ziehen und, was ein sehr glücklicher Vormittag sein soll, den aus den Waben ausgelassenen Honig auch kosten. Alle vier Wochen wird ein Gegenstand gründlich erschöpft! Auf ähnliche Weise lernen sie Kornbau, Mehlgewinnung und Brotbereitung bei einem Bäcker kennen, und in einer andern Monatsserie wird nur vom Pferd und der Kuh gesprochen, und freundliche Stallbesitzer in der Nähe gestatten zweifelhafte gern den Gruppenbesuch der kleinen, witzbegierigen Gäste.

Ich könnte noch fortfahren zu erzählen, aber ich halte mich zu lange bei den einen auf Kosten der andern auf.

Da ist ein Saal für Schulkinder der Umgegend, welche zu Hause keinen Platz und Ruhe haben, ihre Aufgaben zu machen.

saal unten, die große Veranda, auf welche bei gutem Wetter sämtliche Vögelchen mit Inzassen hinausgestellt werden, und möchte zum Schluß noch die herrlich lustigen Schlaffäle im obersten Stockwerk schildern. Dort wohnen die Viktoria-Schülerinnen, die lernenden Fräulein des Hauses. Eine jede hat einen durch feste Vorhänge abgetheilten viereckigen Raum für sich, und ein Bild in diese, je nach Geschmack und Individualität eingerichteten Stübchen, in denen die „Heimchen“, wie sie sich heißen, hausen, ist für den, der sich für jugendliche Menschenkinder interessiert, lohnend und anziehend. Und der Blick zu den Fenstern hinaus ist geradezu befreiend! Schon in der Stadt gelegen und doch noch rundum Gärten, über die grünen Birkenwipfel die Aussicht in die Ferne offen, bis in die Havelgegend, überall frische Luft und Sonnenschein, die ungehindert hereinströmen können, — so hat das Pestalozzi-Fröbel-Haus mit den angrenzenden Nebengelassen einen bevorzugten



Raschkunde.

Platz, und bevorzugt erscheinen mir auch all die Hunderte von Kindern und Jungfrauen zu sein, deren Wesen hier in solch durchdachter, feinsinniger Weise geweckt und tüchtig gemacht wird, mit gekräftigtem Körper und geschultem Geiste pflichterfüllend im Leben dazustehen!

Tony Schumacher.

### Neuere Schlafmittel.

Von

Dr. med. J. Faber.

In unserer nervös hastenden Zeit ist die Schlaflosigkeit ein weiter verbreitetes Uebel als ehedem. Menschen, welchen ein regelmäßiger, ruhiger und gesunder Schlaf ein ungelannter Genuß ist, finden sich häufiger denn je. Mag es nun sein, daß der Schlaf über-

haupt nicht vollständig eintritt, oder daß er von ungenügender Dauer oder endlich unruhig und vielfach unterbrochen ist: solche Leute erheben sich am nächsten Morgen nicht neu gestärkt und erfrischt von ihrem

Lager, sondern müde, mismutig und unlustig zu der sie erwartenden Arbeit. Daß bei längerem Bestehen der Schlaflosigkeit der allgemeine Gesundheitszustand bald und oft in erheblichem Maße leidet, ist selbstverständlich.

Glücklicherweise giebt uns die ärztliche Wissenschaft eine Reihe von Mitteln an die Hand, um dem Uebel mit Erfolg zu steuern, und es verlohnt sich wohl, dieselben etwas näher zu betrachten.

Von den verschiedensten Ursachen der Schlaflosigkeit ist diejenige, welche vom Nervensystem ausgeht, die häufigste und wichtigste; von ihr soll daher im folgenden hauptsächlich die Rede sein. Handelt es sich um mangelnden Schlaf infolge von Herz-, Lungen-, Magen- oder Darmkrankheiten, so ist natürlich deren Heilung anzustreben, und mit dem Aufhören der Ursache ist meist auch die Schlaflosigkeit beseitigt. Sind Schmerzen die Ursachen der letzteren, so bleibt die Anwendung der gewöhnlichen Schlafmittel ohne Erfolg; hier sind die schmerzstillenden Mittel am Platz, welche in diesem Falle durch Beseitigung der Schmerzen indirekt als Schlafmittel wirken. Auch bei Atemnot, Husten, Herzbellemungen und dergleichen versagen die eigentlichen Schlafmittel in der Regel; hier wird der gewünschte Zweck entweder durch die sogenannten beruhigenden Mittel erreicht oder man muß seine Zuflucht zu den narkotischen Mitteln (Opium, Morphinum, Codein und so weiter) nehmen.

Zu den einfacheren und bekannteren Mitteln zur Herbeiführung von Schlaf in leichten Fällen gehören kalte Abkühlungen vor dem Schlafengehen, auch lauwarme Abreibungen, ferner warme Bäder (von 28 Grad Reaumur und etwa einer halben Stunde Dauer) oder der Genuß von heißer Milch oder einem Glas kräftigen Biers (vor allem bairischen Biers, besonders Kulmbacher oder des englischen Porters); auch Massage des Rückens ist bisweilen von gutem Erfolg.

Auch wenn diese einfachen Verfahren im Stich lassen, ist es nicht notwendig, sofort und ohne weiteres die ärztlichen Mittel zu Rat zu ziehen, sondern man versuche zunächst die Anwendung der sogenannten physikalischen Mittel. Besonders der bekannte Wiener Professor Winterhitz und seine Schüler haben in der letzten Zeit auf die gute Wirkung dieser Methode hingewiesen.

Am wirksamsten von den einschlägigen Verfahren ist die feuchte Einpackung, die Winterhitz in folgender Weise anzuwenden pflegt. Der Kopf, Stirn und Augen werden mit kühlem Wasser gewaschen,



Baderaum.

und dort unten im Erdgeschoß ist der große Raum, wo die Arbeitsschule für Knaben und Mädchen von sechs bis vierzehn Jahren sich befindet, wo geflochten, gehobelt, geklebt, genagelt und repariert wird, und wo jedes Kind lernen kann, die Schäden im eignen Heim mit richtigem Verständnis gut zu machen. Aber auch ganze Schränke voll der reizendsten Gegenstände zeigen, was die Kinder in ihren Freistunden an Reuanfertigungen zu leisten vermögen, und dürfen solche teils zum Verkauf, teils zu Geschenken benutzt werden.

Für Kinder der Anstalt, deren Eltern den ganzen Tag außer dem Hause arbeiten, wird auch in verschiedenen Sälen, dem Alter nach abgeteilt, gegen ein Entgelt von zehn Pfennig Mittagkost gereicht, und es ist eine Lust, zuzusehen, wie den jüngsten ihr Reisbrot, den älteren Suppe, Kartoffeln und Fleisch schmecken.

Und nun nochmal vom ersten und zweiten Geschoß, wo die Lehrzimmer für die Kindergärtnerinnen sich befinden, die Vermittelungs- und Elementarklassen, in denen sie wie auch die angehenden Erzieherinnen sich üben, und wir werfen auch einen bewundernden Blick in den großen schönen Saal, in welchem Vorträge gehalten und an Weihnachten aufgebaut wird. Hier sind auch Les- und Besuchszimmer und der weite, lustige Speiseraum für all die jungen Mädchen, die unter diesem Dache vereinigt sind.

In einer großen, mit allen praktischen Einrichtungen der Neuzeit versehenen Küche ist Gelegenheit zum Kochenlernen gegeben, und die Mädchen der Haushaltungsschule, sowie auch Töchter von auswärtig erhalten hier zuerst theoretischen, dann praktischen Unterricht. Eine Gruppe von Sechsen bereitet ein kleines Essen, und je zwei und zwei haben für ein Gericht einzustehen und es mit der Zeit selbständig zu berechnen und auszuführen. Außerordentlich zweckdienlich erschien mir noch eine andre Küche im Hause, in welcher Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, gleichsam als Fortsetzung der Thätigkeit im Kindergarten, lernen, ganz einfache Gerichte zu kochen und Haushaltungsarbeiten zu verrichten.

Ich erwähne noch, leider flüchtig, die Schränke, in welchen, zierlich mit blauen Bändern zugebunden, die vielen kleinen Wäschegegenstände der Krippenkinderchen sich befinden, ferner die Baderäume für ältere Kinder, den geräumigen Turn- und Spiel-



Schlafraum für die Kleinsten.

dann ein kalter Umschlag auf den Kopf gemacht. Hierauf wird der Körper vom Hals abwärts in ein nasses Leintuch eingewickelt, das überall gut anliegen muß und keine Falten bilden soll; auch zwischen Arme und Oberkörper, sowie zwischen die Beine muß das nasse Tuch hineingestopft werden. Darüber kommt dann eine wollene Decke. Nach Beendigung dieser Prozedur erneuert man die kalten Umschläge auf dem Kopf und öffnet die Fenster.

Meist genügt eine Einpackung von drei Viertel bis einer Stunde Dauer (bei Bedarf kann dieselbe auch wiederholt werden); gewöhnlich aber tritt schon nach einer halben Stunde ruhiger, tiefer Schlaf ein.

Die Einpackung darf nicht so lange dauern, daß Schweißausbruch oder Herzklopfen eintritt.

Bei dieser Art der Behandlung soll, wie ein Schüler von Professor Winternitz kürzlich mitteilte, bei zahlreichen Kranken schon nach zwei bis drei Wochen dauernde Heilung der Schlaflosigkeit eingetreten sein.

Ängstlichen und herzkranken Leuten verursacht das Eingepacktwerden mit den Armen am Leib zuweilen Angst- und Beklemmungszustände; sie lassen sich dadurch vermeiden, daß man die Packung nur von den Achselhöhlen an abwärts macht und den Hals und die Schultern für sich mit nassen Binden umwickelt, über welche noch eine trockene wollene Binde kommt. Auch bei fiebernden Kranken ist die feuchte Einpackung von gutem Erfolg.

Ein andres gutes Schlafmittel ähnlicher Art ist eine feuchte Leibbinde; sie bewährt sich besonders bei leicht fieberhaften Zuständen und bei Verdauungsbeschwerden auf nervöser Grundlage.

Auf alle angeführten Wasserprozeduren soll morgens

nach dem Erwachen eine Abkühlung folgen, entweder in Form einer einfachen kalten Waschung des Körpers oder einer Brause oder eines Halbbades.

Weitere, bis zu einem gewissen Grad schlafmachende Wasseranwendungen sind kalte Sitzbäder, fließende

kommt es oft genug vor, daß durch sie der angestrebte Zweck nicht erreicht wird; in solchen Fällen treten die arzneilichen Schlafmittel in ihr Recht. Von diesen ist wohl am längsten erprobt das Chloralhydrat oder kurz Chloral genannt; seine Anwendung wurde schon im Jahre 1869 von Liebreich empfohlen. Es stellt farblose Krystalle dar von schwach bitterem, scharfem Geschmack; es gilt auch heute noch als eines der besten Schlafmittel. Ein Nachteil des Präparats ist nur, daß es in größeren Dosen einen ungünstigen Einfluß auf die Herzthätigkeit ausübt, daher es nur mit Vorsicht und nicht ohne ärztliche Anordnung zu verwenden ist.

Mit dem Chloral chemisch verwandt sind das Chloralamid, die Chloralose und das Hypnal.

Das Chloralamid wurde im Jahr 1889 von Professor von Mering dargestellt und hat sich seitdem als Schlafmittel sehr bewährt. Der Schlaf tritt zwar nicht so rasch ein wie beim Chloral, aber er dauert länger. Infolge seiner geringen Wirkung auf das Herz kann es selbst von Herzkranken ohne Schaden genommen werden; besonders empfiehlt es sich bei Schlaflosigkeit infolge geistiger Ueberanstrengung. Ein weiterer Vorzug ist noch der wenig ausgesprochene, nur schwach bittere Geschmack. Man nimmt es als Pulver in Oblaten oder aufgelöst in

Wein, Bier oder Thee.

Die Chloralose ist noch neueren Datums; sie ist seit 1894 bekannt; als Schlafmittel scheint sie sich nicht zu bewähren und hat jedenfalls keinen Vorzug vor den andern bekannten Mitteln; dasselbe gilt von dem ebenfalls 1894 dargestellten Hypnal.

Das Amylenhydrat, 1887 von Professor von Mering empfohlen, ist eine farblose Flüssigkeit von



Zum Artikel: „Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin“ — Speisesaal.

Fußbäder, feuchte Umschläge um die Waden, Barfußgehen im Gras und die Anwendung des Leiterschen Kühlers auf den Kopf. Der letztere besteht aus gewundenen Metallröhren in Form einer Kappe, durch welche man Wasser von beliebiger Temperatur durchfließen läßt.

In einer ganzen Anzahl von Fällen sind die bisher besprochenen Mittel vom gewünschten Erfolg; trotzdem



Zum Artikel: „Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin“ — Spielzimmer für die Kleinsten.

ätherischem, etwas an Kampfer erinnerndem Geruch und brennendem Geschmack. Die Wirkung tritt nach einer halben bis einer Stunde ein, und der dadurch hervorgerufene Schlaf dauert fünf bis acht Stunden. Es hat sich als gutes Schlafmittel bewährt, das in den gewöhnlichen Mengen keine unerwünschten Nebenwirkungen äußert; die Wirkung ist etwas schwächer als diejenige von Chloral.

Das Paraldehyd ist ein beliebtes Schlafmittel bei Nervösen jeder Art; es ist ohne schädliche Nebenwirkung, falls die übliche Menge nicht überschritten wird. Es tritt aber schon nach wenigen Tagen eine Anpassung des Organismus und dadurch eine Abschwächung der Wirkung an das Mittel ein; ein weiterer Nachteil ist der äußerst unangenehme Geschmack und der Umstand, daß die Atemluft noch lange nach dem Einnehmen einen geradezu widerlichen Geruch zeigt.

Das wohl heute noch am meisten bekannte und verbreitete Schlafmittel ist das Sulfonyl, von Professor Raft zuerst empfohlen. Es stellt farb-, geruch- und geschmacklose Kristalle dar und wird daher von jedermann ohne Widerwillen eingenommen. Die Wirkung tritt in einer halben bis zwei Stunden ein und äußert sich in einem festen, erquickenden Schlaf. Das Sulfonyl ist nicht eigentlich ein den Schlaf erzwingendes Mittel, sondern unterstützt nur das normale Schlafbedürfnis und ruft dieses, wo es fehlt, hervor. Daher ist es besonders von Wert zur Bekämpfung der Schlaflosigkeit im Gefolge von geistiger Ueberanstrengung. In erlaubten Mengen äußert es keinen schädlichen Einfluß, dagegen bewirken große Gaben, ebenso wie lange fortgesetzte kleinere, Vergiftungserscheinungen, die sich zuerst durch eine Rotfärbung des Urins bemerklich machen.

Ein dem Sulfonyl verwandtes Mittel ist das Trional. Es unterscheidet sich aber von diesem dadurch, daß die Wirkung rascher eintritt (schon nach einer Viertel- bis einer halben Stunde), daß schädliche Nebenwirkungen bei ihm noch seltener sind, und daß keine Gewöhnung eintritt. Von vielen Ärzten wird es daher allen andern Schlafmitteln vorgezogen, und Professor Stinching erklärt es sogar für das beste Schlafmittel, das wir gegenwärtig besitzen.

Das Tetronal ist in der Wirkung ähnlich dem Sulfonyl, hat aber vor dem Trional keinerlei Vorzüge und ist erheblich teurer als dieses.

Das Urethan ist in seiner Wirkung etwas unsicher, aber frei von schädlichen Nebenwirkungen; auch in der Kinderpraxis wird es verordnet.

Das Methylal ist unzuverlässig und versagt oft ganz.

Das Hypnon ist ebenfalls nicht zu empfehlen. Das vielfach angepriesene Somnal ist von schlechtem Geschmack, hat nur geringe schlafmachende Wirkung und beeinflusst den Blutkreislauf und die Atmung ungünstig.

Ein in England bisweilen angewandtes Mittel ist das Pellotin; es soll verhältnismäßig rasch wirken und auch bei schmerzhaften Leiden Schlaf herbeiführen.

Von Amerika aus wird mit ziemlicher Reklame ein Bromidia genanntes Präparat in den Handel gebracht; es besteht aus einer Mischung von allen möglichen wirklichen und angeblichen Schlafmitteln und zeichnet sich vor allem durch seinen hohen Preis aus.

Das allerneueste Schlafmittel nennt sich Dormiol; es stellt eine farblose ölige Flüssigkeit von kampferartigem Geruch und kühlend-brennendem Geschmack dar. Die Wirkung soll sich nach einer Viertel- bis einer halben Stunde in einem mehrstündigen ruhigen Schlaf äußern. Unangenehme Nebenwirkungen sollen fehlen. Eine eingehendere Prüfung dieses Mittels ist vor seiner allgemeinen Empfehlung noch abzuwarten.

Fast alle genannten arzneilichen Schlafmittel haben in größeren Mengen und bei ungewöhnlicher Anwendung neben den erwünschten schlafmachenden

Wirkungen noch unerwünschte Nebenwirkungen, die sich unter Umständen in recht bedenklicher Weise äußern können. Ohne ärztliche Anweisung soll daher ein solches medikamentöses Mittel nie in Anwendung kommen.

Die arzneilichen Schlafmittel sind immer die letzte Zuflucht und nur in der Hand des erfahrenen Arztes unschädlich. Vor der eigenmächtigen und kritiklosen Anwendung kann daher nur gewarnt werden. Wir haben dieselben aber der Vollständigkeit halber angeführt, vor allem auch, um dem Kranken zu zeigen,



Zum Artikel: „Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin“ — Spielzimmer für Größere.

daß es immer noch viele Wege giebt, um ihm zu helfen. Daß außerdem der Kranke, der an hartnäckiger Schlaflosigkeit leidet, eine Aenderung seiner meistens unrationellen Lebensweise vorzunehmen hat, ist leicht verständlich. Daß der Stubenhocker sich Bewegung in freier Luft zu machen hat, daß der Tag und Nacht geistig Arbeitende seinem gequälten Gehirn Ruhe gönnen muß und dies nicht durch ein Schlafpulver

## Der Große Kurfürst empfängt eine Negergesandtschaft.

(Bild S. 18 u. 19.)

„Der gewisseste Reichthum und das Aufnehmen eines Landes kommen von dem Commercium her; Seefahrt und Handlung sind die stürmlichsten Säulen eines Staats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen.“ Diese Worte stehen in einem Erlass Friedrich Wilhelms von Brandenburg (1640—1688), der schon von seinen Zeitgenossen der „Große Kurfürst“ genannt worden ist. Und es blieb nicht bloß bei Worten; zeit seines Lebens blieb der Große Kurfürst bemüht, sein Brandenburg zu einer See- und Handelsmacht zu erheben. Wenn die Erfolge nicht seinen Wünschen entsprochen haben, wenn die Anfänge später verdorrt und selbst die Kunde von seinen Bestrebungen allmählich fast der Verschollenheit, dem Staub der Archive anheimgefallen ist, bis eine neue Zeit sie daraus hervorgeholt hat — es war nicht die Schuld des weitschauenden Fürsten, sondern der ungünstigen Verhältnisse. Und die Pflicht der Dankbarkeit hat der späte Nachkomme abgetragen, indem er im Hohenzollernmuseum von Ronbijou in Berlin das große Bild aufstellen ließ, das wir unsern Lesern vorführen.

Schon im Jahre 1646, noch zwei Jahre vor dem Westfälischen Frieden, gründete der junge Kurfürst eine Brandenburgisch-ostindische Handelscompagnie, in der Hoffnung, beim Abschluß des Friedens die wertvollen Häfen Vorderpommerns zu erhalten; nach dem Scheitern dieser Hoffnung ward Pillau in Ostpreußen zum Sitz der Compagnie bestimmt. Zum Ankauf von Trankebar, der ostindischen Kolonie Dänemarks, vermochte er — wie bezeichnend für die Verhältnisse — die nötige Summe von 120 000 Thalern nicht aufzubringen, und so kam Trankebar an England. Einen neuen Anstoß gab den Plänen des Großen Kurfürsten dann der Krieg mit Schweden; ein Schiffe der Stadt Middelburg in Holland, Namens Benjamin Raule, erbot sich, auf eigene Kosten einige Fregatten zu stellen, die unter dem Schutz des Kurfürsten und auf Grund der von ihm ausgestellten Kapbriefe schwedische Handelsschiffe aufzubringen hätten. Es fehlte nicht an mancherlei Schwierigkeiten; trotz allem konnte Raule nach dem Sieg des Kurfürsten über die in der Mark eingefallenen Schweden bei Fehrbellin 1675 mit acht Fahrzeugen den Seekrieg gegen Schweden aufnehmen. Das ist der Anfang der brandenburgischen Seemacht gewesen; im nächsten Jahre gelang ihr bereits in der Schlacht bei Bornholm, eine schwedische Fregatte und ein Branderschiff zu nehmen. Im Jahre 1679 wurde ein „Marinecollegium“ (Marineamt) begründet, dessen Direktor der verdiente Raule ward; unter seinem Befehl standen jetzt zwölf Kriegsschiffe. Im nächsten Jahre bewährte sich die junge Flotte schon in einem Seekrieg mit Spanien.

Zu Anfang März 1682 wurde dann die Brandenburgisch-



Zum Artikel: „Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin“ — Küche und Kochunterricht für Erwachsene.

allein erzwingen darf, sieht der Leser wohl selbst ein. Oft genug wird schon die Rückkehr zu einer vernünftigen Lebensweise, die natürlich den jeweiligen Verhältnissen des Patienten anzupassen ist, Forderung bringen.

afrikanische Compagnie begründet, nachdem Raule schon 1676 bei seiner ersten Berufung nach Berlin den Vorschlag direkten Handels mit Guinea gemacht und dorthin 1680 auf eigene Kosten und Gefahr eine kriegerische Expedition mit zwei Fregatten ausgeführt hatte. Zwar hatten die Vertreter der Holländisch-westindischen Compagnie, eiferfüchtig ihre vermeintlichen Alleinrechte wahren, die Fregatte „Wappen von Brandenburg“ an der Küste von



Friedrich Wilhelm, „der Große Kurfürst“, empfängt den afrikanischen Häuptling Danko.

Die Entsendung in Westindien. Gedruckt in Berlin.

Guinea konfiskiert; dagegen konnte der Kapitän Blond der Fregatte „Morian“ am 16. Mai 1681 in der Gegend des Kap der drei Spigen mit drei Negershäuptlingen einen Vertrag abschließen, nach dem sie fortan ausschließlich mit brandenburgischen Schiffen und Leuten Handel zu treiben sich verpflichteten und einen zur Erbauung einer Festung geeigneten Platz anwiesen; die brandenburgischen Offiziere Jakob van der Veste und Jhaaf van de Meer dagegen versprachen innerhalb acht bis zehn Monaten mit den nötigen Materialien zum Bau zurückzukehren. Wie hoch der Große Kurfürst diesen Erfolg ansah, zeigt die Prägung zweier Medaillen darauf. Nach der Gründung der Brandenburgisch-afrikanischen Compagnie gingen wieder zwei Schiffe dorthin, und der Spezialbevollmächtigte des Kurfürsten, Major von der Gröben, überbrachte den Häuptlingen je einen vergoldeten Teller aus Silber, das Bildnis des Fürsten und einen mit vergoldeten Buchstaben geschriebenen Brief desselben. Am Neujahrstag 1683 ward die brandenburgische Flotte geschickt, zum Reich der Vestehergreifung, und alsbald mit dem Bau der Festung begonnen, sie bekam den Namen Grob-Friedrichsburg. An Handelsgewinn brachte das eine Schiff 58 Pfund 8 Lot Gold zurück, woraus in Berlin 7226 1/4 Dukaten im Wert von 14 453 Thalern geprägt wurden, ferner Getreide im Wert von 457 Thalern 16 Groschen, Elfenbein für etwa 3400 Thaler; das andre Schiff hatte schlechte Geschäfte gemacht; der Gesamtsertrag reichte nicht für die Kosten einer zweiten Expedition, 44 000 Thaler. Die Compagnie mußte 16 000 Thaler auf Kredit nehmen. Der Kurfürst bemühte sich eifrig, weitere Teilhaber aufzutreiben; da er bei seinen Unterthanen kein Verständnis für seine Pläne fand, so war er höchst erfreut, daß der Kurfürst Maximilian Heinrich von Köln mit 24 000 Thalern beitrat. Inzwischen war in Berlin eine Gesandtschaft von der Goldküste empfangen worden, unser Bild stellt den Vorgang dar, wie der Häuptling Jante, der von dem Leutnant von Rostig eingeführt wird, sich nach afrikanischer Sitte grüßend vor der kurfürstlichen Familie niederwirft. Mit erster Würde sieht der Kurfürst auf den Afrikaner herab; zur Seite des Fürsten sitzt seine Gemahlin Dorothea, an die sich, scheu vor den schwarzen Gestalten zurückweichend, der junge Prinz anlehnt. Hinter den kurfürstlichen Eltern steht der Kurprinz, der spätere König Friedrich I., neben seiner Braut Sophie Charlotte. Vorn am Tische lehnt, aufmerksam zuschauend, der Feldmarschall von Desslinger, und über den Tisch blicken einige Räte hinterher. Franz von Meinders, von Grumbkow und andre. Hinter ihrem Häuptling endlich sieht man einige herkulische Neger stehen, und im Hintergrund bemerkt man einen Teil der von den Schwarzen mitgebrachten Geschenke.

Die Befehlshaber von Grob-Friedrichsburg waren unablässig darauf bedacht, das brandenburgische Gebiet weiter auszudehnen; schon im Frühjahr 1684 stellte sich die Ortschaft Accada und ein Jahr darauf Taccaray unter die Hoheit des Kurfürsten. Am 20. Dezember 1687 ward mit dem Herrscher der südlich vom Kap Blanco gelegenen Insel Arguin ein Unterwerfungsvertrag abgeschlossen. Trotzdem hatte die Brandenburgische Guinea-Compagnie fortgesetzt mit inneren Schwierigkeiten und noch mehr mit dem Entgegenwirken der Holländer und Franzosen zu kämpfen; noch kurz vor seinem Tode mußte der Kurfürst mit energischen Maßregeln drohen. Der holländische General de Smeers hatte die Plätze Accada und Taccaray überfallen, die brandenburgischen Besatzungen fortgeführt und belagerte Grob-Friedrichsburg. Friedrich III. von Brandenburg vermochte Taccaray nicht wieder zurückzuerhalten, und die Afrikanische Compagnie ging unaufhaltbar zurück; auch die Aussicht, bei Grob-Friedrichsburg ein Goldbergwerk anzulegen, zerbrach bald. Es ist ein unerquickliches Schauspiel, zu sehen, wie die groß gedachte Kolonialpolitik Friedrich Wilhelms nach und nach im Sande verlaufen ist. Sein Enkel, der König Friedrich Wilhelm I., erklärte das afrikanische Kommerzienwesen als eine Chimäre und entschloß sich bei seinem Regierungsantritt 1713 dazu, die sämtlichen Besitzungen in Afrika, sowie die Handelsniederlassungen in Gmden und auf der Insel St. Thomas zu verkaufen. Am 18. Dezember 1717 ward mit der Holländisch-afrikanischen Compagnie ein Vertrag abgeschlossen, wonach diese um den Preis von 6000 Dukaten und zwölf wohl-gemachte junge Neger, davon sechs mit goldenen Halsbändern, das Recht auf Grob-Friedrichsburg und die andern Gebiete in Afrika erhielt. Aber erst 1724 kamen die Holländer in den Besitz der Festung, die ein Negerhäuptling auf eigene Faust bis dahin behauptet hatte. Die Offiziere des deutschen Kriegsschiffes „Sophie“ besuchten im Februar 1874 die Ruinen von Grob-Friedrichsburg; in der Südoftbasteion fanden sie noch sechs alte Geschützrohre, von Schlingpflanzen überwuchert und im Schutt begraben. Eines derselben wurde mitgenommen und ist jetzt im Zeughaus in Berlin aufgestellt — das letzte Ueberbleibsel aus den Tagen der Brandenburgisch-afrikanischen Compagnie.

Dr. F. G. Schultze.

## Der Kampf um die Standarte.

(Bd. 6. 12.)

In der blutigen Geschichte unsers großen Krieges fällt Mars-la-Tour das blutigste Blatt.

Auf schluchtentlicher Höhe stand Bazaine in Eilmärschen heran. Prinz Friedrich Karls Armee zu schlagen, in die Molel zurückzuwerfen — dem bedrohten Mac Mahon die Hand zu reichen und damit den Fehlschlag zu brechen, der sich bereits um die laufferische Armee zog, war sein Plan. Ihm entgegen der rote Prinz — aber seine Heereshäuten noch nicht vereint. Bei Mars-la-Tour traf zuerst Feind auf Feind. Auf deutscher Seite die Division Barby fast allein, drüben ein starkes französisches Heer. Ob man den andrängenden Truppenmassen Bazaines in zäher Verteidigung begegne, der eignen Schwäche bewußt, um auszuharren, bis das nächste Corps — es war das zehnte — heran; oder ob man in kühn entschlossenem Gegenangriff die Abflucht des Feindes da oben variere, über die eigne Minderzahl zu täuschen, fest vertrauensvoll, daß im Laufe eines langen Kampfes die Unterstützungskorps herbeigekommen seien müßten — das war die offene Frage. Das Hauptquartier entschied für die Offensivschlagung. Und der Erfolg gab ihm recht. Es war ein von den wenigen Malen in diesem ehmals denkwürdigen Kriege, wo die Heeresleitung fast tollkühn das Schicksal einer großen

und entscheidenden Schlacht in die Hand eines kleinen Heeres gegen einen weit überlegenen Feind legte. Darum das Ringen so lang, so schwer und so blutig. Was aber dem ruhmvollen Tage vor allem eine düstere Eigenart leih, das sind die schweren Reiterattaken, die traurigen Todesritte. Es sind ihrer fünf — und jeder ein Todesritt! Nicht wilde Bravour, nicht lässige Blutvergeudung zeitigten sie — aus eiserster Notwendigkeit heraus wurden sie geritten, und das Schicksal des Tages hing an ihnen. Denn die schwachen deutschen Linien vermochten die riesige Gefechtsfront im schwierigen Gelände nur schwach zu fällen. Die Gefahr, durchbrochen oder umgangen zu werden, war schwer und schien bei dieser endlosen Schlacht unaussprechlich. Schon reckten sich die französischen Flügel immer mächtiger, wollten uns umflammern, erdrücken. Und wenn Bazaine hinter unsre dezimierten Regimenter hätte schauen können, er hätte sich wahrlich geirrt, denn unsre letzten Reiterden waren seit Stunden schon im Feuer! Wo er auch vorstieß, stieß er auf einen schwächeren Feind. Um diese heranrollenden französischen Massen zu halten, zum Stehen zu bringen, Zeit zu gewinnen, mußte überall Kavallerie in die Breche. — Die Todesritte! — Im Zentrum gegen Infanteriekolonnen, Batterien. Mit verhängten Bügel jagten sie heran, überritten den Feind, noch ehe er sein Feuer voll in die ihn stürmenden Reihen schüttern konnte. Und dennoch schloß, als sie auf todmüden Tieren zurücktrabten, der dritte Mann. Auf dem schwer bedröhten linken Flügel mußten wiederum Reiter die Umgarung zerreißen. Hier war Pferd gegen Pferd, Panzer gegen Panzer. Im Trabe ritten die Unsern an, nach Reiterart vorstieß spähend, ob sie vor den Uebermächtigen nicht doch zur Seite schwenken müßten. Ueber dem blonden, deutschen Gesicht der blinkende Kürassierhelme — über dunkeln Gesichtern wehten ihnen drüben schwarze Köpfe kampfesmutig entgegen. Da waren sie nahe genug. Säben und drüben streckten sich die schweren Renner zum Galopp, im klirrenden Anprall trafen sich die Linien. Pallasch zuckt gegen Pallasch. Im Staub, im Gewimmel blihen todesernüthige Augen, verschleiern sich sterbende Züge. Da, wo die französische Standarte weht, steht der Kampf, ballt sich der wirre, graufige Knäuel. Die Standarte verloren, geschlagen, wird der französische Feind in einen Bach geworfen. Mit der Adlerbeute reiten die Unsern zurück. . . . Wieder eine mit Strömen von Blut gewonnene Stunde! . . . Es war wie eine letzte Zuckung des schon Unterliegenden.

Um sechs Uhr abends kam das zehnte Corps. Endlich! Die Schlacht war gewonnen. Bazaine ging auf Metz zurück.

## Peter Flott.

Roman

von Felix von Stenglin.

1. Peter, das Goldkind.

Mit Schmunzeln betrachtete Herr Kanzleisekretär Flott sich den Zeitungsausschnitt, auf dem sich die Anzeige von der Geburt seines Sohnes befand.

Dennoch war er nicht ganz zufrieden. „Ein strammer Junge!“ das sagte eigentlich wenig. Es gab viele Väter, die da glaubten, ähnliche Anzeigen einsehen lassen zu dürfen. Es war nichts Besonderes, nicht im entferntesten erschöpfend.

Und hatte denn Herr Kanzleisekretär Flott Ursache, in der Geburt seines Knaben etwas andres zu sehen wie in der Geburt sämtlicher übrigen Kinder?

Wer diese Frage Herrn Flott gestellt hätte, würde ein wohlwollend überlegenes Lächeln geerntet haben. Schon in der Art und Weise, wie Frau Flott sich in der Angelegenheit benommen hatte, sah ihr Gatte etwas Außergewöhnliches. Sie war am Abend vor dem Ereignis mit ihm in der Familie des Kollegen Ruppin zu Besuch gewesen und hatte dort so viel gelacht, daß Ruppin sich zu der Bemerkung veranlaßt fühlte: „Das wird ein sehr fiderer Junge!“ Dann waren sie eine Stunde weit durch die Straßen nach Haus gegangen, fortwährend in heiterster Laune. Zu Hause allerdings war sie stiller geworden, hatte dem Gatten die Hand gedrückt und die Vermutung ausgesprochen, daß sie den nächsten Tag nicht überleben werde. Doch als dann Frau Goslin mit ihrer schwarzen Täsche gekommen war und bald darauf in der großen weißen Schürze und mit hochgekrempten Ärmeln (das sah eigentlich niederträchtig aus, fand Herr Flott) an ihr Lager getreten war, da hatte die junge Frau schon wieder gelächelt. Und als der Junge zur Welt gekommen war, hatte sie alsbald geäußert, daß sie ungeheuren Appetit auf ein „Beefsteak von Filet“ habe.

Aber auch der Neugeborene selbst gab Herrn Flott in verschiedener Hinsicht Veranlassung zu besonderem Stolz. So war seine kräftige Stimme auffallend, die Spedfalten hinten am Halse suchten ihresgleichen, der erstaunliche Beweis von Frühreife, den er gab, als Frau Goslin ihm nach dem Bade einen Löffel mit Zuckerwasser reichte — er umflammerte den Vöfelstiel mit seiner Rechten und lutschte begierig die Süßigkeit heraus!! — deutete auf einen sehr selbständigen Charakter hin. . . . Und dann der großartig gesunde Schlaf, in den das Kind, nachdem es zum ersten Male menschlich gekleidet und ins Bett gepackt war, versiel, so daß der Vater sich öfter veranlaßt fühlte, nachzusehen, ob es noch da sei! . . .

Herr Kanzleisekretär Flott hätte also wohl die Be-

rechtigung gehabt, in die Anzeige von der Geburt eines solchen Jungen etwas Besonderes hineinzulegen. Und deshalb genigte sie ihm nicht ganz. Trotzdem aber legte er sie sorgfältig zwischen die Blätter seiner Bibel.

Peter — so der Name des Kleinen — entwickelte sich den Erwartungen seiner Eltern entsprechend, — wenn er nicht gar diese Erwartungen übertraf. Es dauerte gar nicht lange, da konnte er sich schon selbst das Stedtfissen fortstoßen. Und wenn man herantam, lag er nackt. Und dann lachte er. Lachte! Der Schlaupf! Er lachte überhaupt sehr früh, schon nach vier Wochen. Frau Flott behauptete sogar, nach drei Wochen schon das erste Lachen bemerkt zu haben. Diese Frage blieb unentschieden. Karl Ruppin dagegen hatte erst nach acht Wochen gelacht. Und sein Appetit! Und wie er die Zähne bekam! Nun ja, er stammte eben von vorzüglich organisierten Eltern ab, und diese Eltern verstanden etwas von Kinderpflege! Prüfend blickten Herr und Frau Flott in die Kinderwagen fremder Leute hinein. Vauter schlecht entwickelte, bedauernswerte Geschöpfe! Manche erschienen zwar äußerlich frisch und rund, aber die waren aufgedunsen. Und stolz zogen Herr und Frau Flott mit ihrem Peter wieder heim.

Es hätte unheimlich erscheinen können, wenn es nicht doch gar so erfreulich gewesen wäre, wie Peter sich auch geistig bald entwickelte. Nach zwei Jahren sang er die schwierigsten Lieder. Jeder, der zum Besuch kam, konnte sich davon überführen, und selbst die Leute im Omnibus durften öfter über seine außerordentlichen Talente staunen. Wenn die Mutter ihn mit seinem roten Plüschmantel und der festen, schnurbehangenen polnischen Mütze auf dem Schoß hielt, schweiften ihre Blicke von einem Fahrgast zum andern, um zu sehen, welchen Eindruck ihr Peter machte. Richte ihm jemand zu oder sagte einer ihm ein Scherzwort, so war die Unterhaltung bald im Gange, und nicht lange währte es, da forderte Frau Flott ihren Jungen auf, etwas von seinen Liedchen zum besten zu geben. Sofort fing er dreist an zu singen, und mit strahlenden Augen sah die Mutter umher. Die Männer lächelten wohlwollend, und die Frauen sagten: „Reizend!“ Oder Frau Flott sprach zu ihrem Jungen: „Wie heißt du? Sage doch mal, wie du heißt! Ach, das Kind weiß wohl gar nicht, wie es heißt? Ja? Na, dann sag's doch! Kriegt's auch Zucker.“ Und dann sagte er: „Hetter Gott!“ Abermals lachten die Leute. „Und wo wohnst du?“ — „Tafel!“ — „Welche Straße?“ — „Taaake!“ rief er dann ärgerlich und laut. Wohlgefälliges Gemurmel. „Und nun sag mal, Seife, mein Junge, ja? Sag mal, Seife!“ — „Weise!“ — „Und nun sag mal, schwarz.“ Kannst du denn schon schwarz sagen, mein Putzhähnchen?“ Frau Flott sah sich um, als wolle sie andeuten, daß jetzt etwas Besonderes komme. Peter aber schüttelte den Kopf und sagte: „Rein! Tinte!“ Er konnte nicht schwarz sagen, und dafür sagte er Tinte. Das Goldkind!

Aber das Goldkind konnte noch mehr. Einen niedlichen Diener machen, springen, sich an der Erde herumwälzen und Hurra rufen, daß es durchs ganze Haus gelle.

Der Kollege Ruppin übertrieb wohl ein wenig, wenn er mit seinem schelmischen Lächeln äußerte, in dem Jungen stecken „tausend Deiwels“, aber der Kollege Ruppin war doch ein kluger Mensch und mußte es am Ende wissen.

„Und nun passen Sie auf, Ruppin,“ sagte eines Tages Herr Flott zu seinem Kollegen. Und zu seinem Jungen sich wendend, sprach er: „Peter, schlag den Löwen tot!“ Damit stellte er ein ausgestopftes Etwas von grauer Farbe in der Größe eines kleinen Hündchens auf einen Stuhl, wo es auf drei Beinen anscheinend mühsam stehen blieb. Es hatte einen ähnlichen Löwen ähnlich gesehen. Jetzt sah es traurig aus. Es war offenbar oft mißhandelt worden. Von dem Schwanz war nur ein Stumpf übrig geblieben, und von der Mähne nichts. Ein Auge fehlte, das andre war weit aus dem Kopf getreten und gab dem Tiere einen Ausdruck von ungeheurer Wildheit. Nun ergriff Peter ein kleines Stöckchen, stürzte sich mutig dem Löwen entgegen und schlug aus Leibeskräften so lange darauf herum, bis das Tier auf den Fußboden herabfiel. Dann ließ Peter von seinem Opfer ab, stemmte die Arme in die Hüften und rief: „Nu is e tot!“

Vater und Mutter lachten aus vollem Halse.

„Ei, du hast aber Mut!“ sagte Kollege Ruppin.

„Den hat er!“ sekte Herr Flott aus voller Ueberzeugung hinzu und wischte sich die Freudenthränen aus dem Gesicht.

Man durfte sich nach allem nicht wundern, wenn Peter in der Schule Hervorragendes leistete. Zwar, auch Herr und Frau Flott hatten in ihrer Jugend schnell gelernt, so schnell aber doch nicht. Wie er schon am ersten Tage das „i“ machte, das mußte man gesehen haben. Er übertraf Karl Ruppin, der doch mehrere Jahre älter war, bald bei weitem. Und wie reizend Peterchen aussah, der bildhübsche Junge mit

den goldblonden Locken! Von der schwarzen Haarsträhne, die er bei seiner Geburt gehabt, war nichts zurückgeblieben. „Ein süßes Kind!“ sagte die Frau Oberkonsistorialrätin, die nebenan wohnte. Das eine nur war zu beklagen: Der Lehrer erkannte Peters Leistungen und Fähigkeiten doch nicht in dem Maße an, wie dieser es verdient hätte. Geradezu schlechte Zensuren konnte man dem Knaben natürlich nicht erteilen — das wäre auch noch besser gewesen! — aber die Zensuren hätten entschieden besser sein müssen. Man hätte nur Beziehungen zu den Lehrern unterhalten sollen, dann... Es ging ja immer ungerecht in der Welt zu. Und das sagten die Eltern ihrem Jungen auch. „Du kannst nicht dafür,“ sagten sie, „daß du eine Zwei hast, du hättest eine Eins verdient.“ Und er bekam zehn Pfennig, um sich einige Äpfel zu kaufen. Als er vor der Haustür stand und gerade von einem Apfel ringsherum die Schale kunstgerecht abgebissen und aufgeessen hatte, während er die andre Hand in der Tasche auf den übrigen Äpfeln hielt, kam die Frau Oberkonsistorialrätin vorüber.

„Na, Peterchen, hast du eine gute Zensur bekommen?“ fragte sie freundlich.

„Ich habe 'ne Zwei bekommen, aber ich habe 'ne Eins verdient,“ erwiderte Peter ruhig und mit voller Ueberzeugung. Dann biß er kräftig in den Apfel.

„Reizend!“ sagte die Frau Oberkonsistorialrätin lachend und ging weiter.

2. Peter wandelt im Garten der Phantasie.

Wohl bemühten sich Peters Eltern, seine zahlreichen Fragen eingehend zu beantworten, aber sie vermochten es doch lange nicht so gut wie Tante Nötling. Die Eltern waren manchmal in Verlegenheit, was sie antworten sollten. Tante Nötling war es nie.

Zum Beispiel entwickelte sich folgendes Gespräch: „Wie sieht es im Himmel aus, Tante? Ist da alles blau?“

„Inein, Junge! Blau! Nur die Decke ist blau, nur die Decke. Die Wände sind von Gold und Glas und Marmor, und der Fußboden, mein Junge, der ist von grünem Edelstein.“

„Und die Vorhänge?“  
„Ja, die Vorhänge! Sind natürlich schöner als bei uns, die Vorhänge. Von silbernem Stoff sind sie, der ganz weich und lustig ist, aber die Thürvorhänge sind von Purpurjammet mit goldenen Troddeln.“

„Steht in der Stube vom lieben Gott auch ein Sofa, und wie lang ist es?“  
„Die Sofas, — ach Gott ja, die Sofas im Himmel sind von Wolken, und sie können lang oder kurz gemacht werden, wie der liebe Gott es will.“

Ein andres Mal spann sich folgende Unterredung ab:  
„Wenn die Vogelmama Junge kriegen will, legt sie doch Eier, nicht wahr, Tante?“

„Ei freilich, mein Junge, das thut sie.“  
Peter sah die Tante von oben bis unten an und fragte dann: „Wie du geboren wurdest, Tante, hat deine Mama da auch ein Ei gelegt? Und wie groß war es?“

„Nein, nein, Peterchen, o nein! Du weißt doch, die kleinen Menschenkinder werden vom Storch aus Ägypten gebracht.“

„Ich hab' aber noch keinen Storch mit 'nem Kind gesehen.“

„Ja, das glaub' ich wohl, dummer Junge. Die Störche kommen auch meist heimlich in der Nacht, und wenn sie am Tage kommen, haben sie das Kindchen

unter dem Flügel. Weißt du nicht mehr, wie dein kleines Schwesterchen, die Grete, geboren wurde? Da kam der Storch auch des Nachts zu euch und hat die arme Mama, als sie ihm das Kind abnehmen wollte, ins Bein gebissen.“

„Um... Wenn nun Mama nicht zu Hause gewesen wäre, Tante, und Papa auch nicht, bloß ich, — würde ich da das Kind gekriegt haben?“

„Nein, dann wäre der Storch wieder umgekehrt und hätte die Grete wo anders hingebracht, vielleicht zum Nachbarn oder auch zu Ruppins...“

„Ja aber, — würde sie dann Ruppins ähnlich sehen, Tante? Sie sieht doch uns ähnlich.“

„Ei freilich würde sie dann Ruppins ähnlich gesehen haben. Bis zum Schornstein sind alle Kinder gleich, und erst wenn sie in der Wohnung ankommen, werden sie den Eltern und Geschwistern ähnlich...“

So wußte Tante Nötling auf alles Bescheid zu

und dergleichen war in den Geschichten der Tante kein Mangel.

Worin Tante Nötling aber noch sehr groß war, das war die Kunst, allen Dingen andre Bedeutungen beizulegen, als sie eigentlich besaßen, vor allem: dem Leblosen eine persönliche Bedeutung zu verleihen. Sie sprach nicht schlechtthin von dem Ofen in ihrer Stube, sondern von dem „lieben, guten“ Ofen, der jetzt im Winter ein so freundliches Gesicht mache, weil er tüchtig gefüttert werde, während er im Sommer recht ärgerlich über die Vernachlässigung gewesen sei, die er habe erdulden müssen. Und wenn ein Stuhl krachte, hieß es: „Der arme Stuhl sagt: Drück mich nur nicht so!“ Wir wollen ihn in die Ecke stellen, damit er wieder gesund wird. Der Stuhl doktor muß mit dem Leimtopf kommen, das wird ihm gut thun, dem armen Stuhl.“

Als Peter dann größer wurde, las er alles, was ihm unter die Hände kam. Aus der Schulbibliothek, von Hausgenossen, von den Dienstmädchen lieh er sich Bücher. Er übte niemals Kritik, und es fragte sich nur, ob er die Sachen „schön“ oder „wunderschön“ finden sollte, ein Drittes gab es nicht. Abenteuerliches fesselte ihn besonders, nichts las er lieber als die Schilderung von Gefahren, er getraute sich aber auch, sie selbst zu bestehen.

Mit den tiefsten Eindruck von allem, was er in seinen ersten Jugendjahren las, machten ihm Münchhausens Schnurren. Er erfand selber neue und behauptete eines Morgens, er sei während der Nacht auf den Mondstrahlen in den Mond gegangen.

Unter all diesen Einflüssen begann die Phantasie Peters mächtig zu arbeiten, er fing an, tausenderlei Dinge zu sehen, die gar nicht da waren, und hing mit Inbrunst seinen lebhaften Einbildungen nach.

3. Empfängt den Kuß der Muse.

Es läßt sich mit ziemlicher Genauigkeit feststellen, wann in Peter das Bewußtsein seiner dichterischen Sendung erstand.

Mehrmals zeigten sich schon in seinen jüngeren Jahren Vorboten davon. Er schrieb sehr gerne Briefe und zog in manchem Falle, ohne daß es gerade notwendig gewesen wäre, den schriftlichen Verkehr dem mündlichen vor.

Sein erstes Gedicht entstand im Anschluß an Geibels Sedanlied. Es heißt da:

„Und warf den Drachen  
Vom güldnen Stuhl  
Mit Donnertrachen  
Hinab zum Pfuhl.“

Welche Bilder! Der güldne Stuhl, das Donnertrachen, der Drache und der Pfuhl! Jedes Wort beinahe ein Bild! Peter versuchte, in einer eignen Dichtung etwas Ähnliches zu leisten.

„O Frankreichs Thron!  
Zerschmettert schon!  
Der Drache ist tot!  
Und vom Blute rot!“

Die Eltern waren außer sich vor Verwunderung. Noch nicht zehn Jahre alt und schon Dichter.

Alle Verwandten und Bekannten mußten das Gedicht lesen, und alle bewunderten es. Nur der Kollege Ruppin nicht, denn seit sein Karl von Peter so in den Schatten gestellt wurde, war er immer mißgünstiger geworden. Der Mann hatte außerdem die Zuckerkrankheit, das mochte auf die Laune wirken. Aber sie, die Ruppin? Reid, weiter nichts!

Sein zweites Gedicht, das Peter etwa ein Jahr später machte, als der Vater den Abschied genommen hatte und die Familie nach Bernau übersiedelte, zeigte er den Eltern aber nicht. Es war in einem Briefe



Ein Giftschlangenjäger. Originalzeichnung von G. Sieben.

geben, um was für ein Thema es sich auch handelte. — Und Märchen wußte die Tante zu erzählen! Zuerst die alten, bekannten, später selbst erdachte, neue, in denen unendlich viel Wunderbares, Wirres und Unverständliches vorkam. So lernte Peter sabelhafte Könige mit unermesslichen Reichthümern, Prinzen, Zauberer, böse und gute Feen in großer Anzahl kennen. Er vernahm aber auch von Menschen mit Fisch- oder Drachenleibern — von denen er stets sehr eingehende Beschreibungen verlangte —, von Männern ohne Kopf, mit zwei, drei und mehr Köpfen, von Ungetümen, die plötzlich menschliche Gestalt annahmen, — eine um so schönere, je abscheulicher sie vorher gewesen waren —, von Steinen, die plötzlich zu Brot wurden, von Blumen, die sich in Diamanten verwandelten.

Ueberhaupt Verwandlungen! Die Tante verwandelte im Lauf der Jahre wohl so ziemlich alles, was es gab. Bevorzugte Sterbliche konnten auf Nadeln oder Schwertern einherschreiten, ohne daß Blut floß, und an Tarnklappen, unsichtbar machenden Ringen

enthalten, den er an seine Freundin geschrieben hatte. Der Brief lautete:

„Liebe Luise!

Da wir jetzt bald fortziehen, so will ich Dir den Abschiedsbrief schreiben. Ich wünsche, daß Du immer gesund bleibst.

Du sollst mein Schützchen heißen,  
Das ich dich dir geschwind,  
Wir wollen zusammen bleiben,  
Solange wir am Leben sind.

Grüße Auguste Lemke, Minna Wehrhahn, Rieck Brandt und alle andern. Dein Dich liebender  
Peter Flott.“

Eine größere Bedeutung für Peters dichterische Entwicklung erlangte ein Besuch, den er dem Bruder seiner Mutter in Prenzlau machte.

Peter zählte damals fünfzehn Jahre. Auf seinen Spaziergängen erblickte er mehrere Male ein junges Mädchen von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren (sie trug noch kurze Kleider). Es war, wie Peter später zufällig erfuhr — gefragt hätte er um sein Leben nicht — die Tochter des Bürgermeisters. Peter wählte nun absichtlich öfter die Wege, auf denen er ihr zu begegnen erwartete. Nahe vorbei zu gehen, scheute er sich, von ferne nur beobachtete er sie. Ein Schauer überkam ihn jedesmal, die Kniee zitterten, der Atem verging ihm fast.

Und siehe da, er empfand das unabweisbare Bedürfnis, zu dichten.

Und er dichtete.

„Dem wilden Flieder“ nannte er sein erstes eigentliches Gedicht. Warum er dies bescheiden hinwandelnde junge Mädchen gerade mit wildem Flieder verglich, war ihm wohl selbst nicht klar. Er bekannte in diesem Liede, daß „der erste goldne Strahl der warmen Liebessonne“ ihn getroffen habe, daß er kaum die Freude noch in seinem Inneren lassen, aber auch „die Traurigkeit, die Traurigkeit nicht fassen“ könne.

Eine Anzahl anderer Lieder folgte, viel war darin vom „Scheiden für immerdar“ und von gebrochenem Herzen die Rede.

Aber Peters Herz brach nicht nur nicht, es erschloß sich vielmehr, nach vier Wochen in Bernau zum zweiten Male einer „wagigen Liebe“. Sie war ein Jahr jünger als er und besuchte in Bernau die höhere Mädchenschule. Sie hatte welliges braunes Haar, einen langen Zopf und große blaue Augen. Er lernte sie bei dem Geburtstagsfest eines Mitschülers, der ihr Verwandter war, kennen. Beim Kaffee sah er neben ihr, und abends wußte er es ebenso einzurichten. Und als dann jenes anmutige Scherzspiel gespielt wurde, das im Herumgehen von allerhand Dingen unter dem Tisch besteht, da ging er mit Annchen hinaus, füllte einen Handschuh mit Sand und benetzte ihn mit ihr unter der Pumpe.

Es war wunderbar, als ihre Hände sich dabei berührten. Und nun hatte er sein erstes Geheimnis mit ihr, als beide an den Tisch zurückkamen. Jeder, der den Gegenstand fallen ließ, mußte ein Pfand geben. Und wie oft fiel die „Geisterhand“ (so nannte Annchen den sandgefüllten Handschuh) unter dem Jubel der Kinder zu Boden! Jedesmal tauschten dann Peter und Annchen einen verständnisvollen Blick aus. Es war ein unglaublich wonniger Gedanke, daß sie dies Geheimnis hatten.

Aber bald hatten sie noch ein andres. Er war nun kühner geworden. Auf dem Schulwege überreichte er ihr ein leeres Stück Papier und bat sie, seinen Namen darauf zu schreiben. Nachdem sie es gethan, schrieb er drei Worte darüber und zeigte ihr das Blatt. Sie las: „Ich liebe dich! Annchen.“ Sie griff nach dem Bettel, er aber hatte ihn in einem Nu zusammengedrückt und verschluckt ihn. Sie war von diesem verblüffenden Liebesbeweis so ergriffen, daß sie nichts vorlag vermochte, sondern in tiefen Gedanken weiter ging. Aber sein Recht, als ihr Ritter zu gelten auf dem Schulwege, hatte er sich damit erobert.

Zudeffen dieser Liebestraum wurde rauh gestört, was für die Studien der beiden jungen Leute vielleicht ganz gut war. Hatten Annchens Eltern etwas gemerkt? Genug, sie kam nach Magdeburg in Pension, unerwartet, ohne daß Peter Abschied hätte nehmen können.

Es flossen viel Thränen. Peter kaufte sich ein Medaillon für fünfzig Pfennig, that eine Blume hinein, die Annchen ihm einst geschenkt, und trug es — da er sich eine Kette nicht auch noch kaufen konnte — an einem Bindfaden um den Hals, wohlverstanden unter der Kleidung, so daß niemand es bemerken konnte.

Und jetzt sprang Peters Liederquell von neuem. Er schuf ein Lied nach dem andern, ja er hatte die Absicht, ein ganzes Buch an seine Liebe vollzubilden. Aber wie schmerzhaft waren seine Lieder! Er ergab sich der Melancholie.

„Ich hab' im Traum gemeinet  
Die ganze lange Nacht!“

In den meisten dichterischen Ergüssen nahm er an, sein Liebchen sei gestorben.

„Denn leider ist mein Herz mit  
Abhanden ja gekommen,  
Mein Liebchen hat das zarte Ding  
Mit sich ins Grab genommen.“

Er machte Lieder auf den Tod, auf die Nacht, auf Karl den Fünften im Sarge, auf einen Mönch, dem auf dieser Erden „alles öd und leer“ erschien, und der als „ein reuig Kind“ in den Klostermauern Ruhe und Frieden suchte.

Dann kam der Zweifel.

„Ich träumte, du wärest ein glückliches Weib  
Geworden über Nacht...“

Würde sie ihm treu bleiben? Der Gedanke nagte an seiner Seele.

Nach einiger Zeit wurde er ruhiger. Doch „die Muse der Dichtkunst“ hatte ihn „gelähmt“, wie er sich selbst in einem Liede ausdrückte. Und so reizten ihn bald auch allerlei andre Gegenstände, sich reimend an ihnen zu versuchen. Seine Aufsätze wurden schwungvoller und blumenreicher, er mußte sie öfter in der Klasse vorlesen. Und er war stolz darauf. Eines Tages nach der Stunde überreichte er seinem Lehrer im Deutschen ein blaues Heftchen mit einer Anzahl seiner Gedichte. Die Liebesgedichte fehlten natürlich. Mit Spannung erwartete er das Urteil des Lehrers. Dieser sagte nach der nächsten Stunde weiter nichts als: Peter möge ihm die Sachen noch einmal abschreiben. Nun, das war auch ein Urteil, meinte Peter voller Selbstvertrauen.

Um diese Zeit las er durch Vermittlung seines Lehrers einige Dramen aus Deutschlands Geschichte. Von da an stand sein Entschluß fest, die ganze ältere Deutsche Kaiserzeit dramatisch zu gestalten, er schwankte zwischen zwölf und fünfzehn Dramen.

In der Gesellschaft von Bernau hatte sich inzwischen Peters Ruhm als Gelegenheitsdichter begründet. Kein Familienfest ging in näherer oder weiterer Kreise, ohne daß Peter es in schwungvollen Versen verherrlicht hätte. Einige Stellen darin blieben manchmal etwas dunkel, aber der Bilderreichtum, über den Peter verfügte, war unerschöpflich. Von allen Seiten hörte er sein Lob, und so schien ihm die Frage, ob er einer der Besten sei, keiner Erörterung mehr zu bedürfen!

#### 4. Findet das praktische Leben abscheulich.

Als Peter reif war, um in die Buchhandlung von August Sperber Nachfolger in Bernau einzutreten, waren ihm die Worte Broterwerb, Beruf, praktisches Leben, Geschäft ein Grauel. Obwohl er es sich und andern jetzt noch nicht geradezu ausgesprochen, hatte er doch das Gefühl, als ob diese Art Beschäftigung unmöglich das Endziel sein könne. Vorübergehend ließ er es sich gefallen; er erfüllte seine Obliegenheiten schlecht und recht, ohne hervorragenden Eifer, verstand, worauf es ankam, und konnte durch angenehmes Wesen auffallen — wenn er wollte. Seine gesellschaftliche Stellung befriedigte sich, besonders da ein kleiner, blonder Schnurrbart seine Oberlippe zu zieren begann. Er bemühte sich, die äußere Erscheinung durch tadellosen Anzug zu heben, was den Vater zwar nicht wenig kostete, andererseits aber „dem Liebling aller“, „der Säule des Sperberschen Geschäfts“, doch nicht gut verwehrt werden konnte. Sein Herz hing so manches Mal Feuer, das Medaillon am Bindfaden belam einen Knacks, Annchen war nach kurzer Anwesenheit daheim als Stütze in die weite Welt gegangen.

Er dachte noch manchmal an sie, o ja, aber er dachte auch an andre. Und andre dachten auch an ihn — mehr als er wußte und glaubte. Denn gerade dadurch, daß sein Selbstvertrauen in den liebewürdiger Form äußerte, gewann er die Zuneigung der Menschen. Dies sein Selbstvertrauen war so groß und so tief gegründet, daß er es für unnötig hielt, es auffällig zu betonen. Es war ja überhaupt unbedenklich, daß man ernstlich an seinem Werte zweifeln konnte. Und so machte sein Wesen eigentlich mehr den Eindruck der Bescheidenheit als der Anmaßung.

Nach mehreren Jahren erhielt er eine Anstellung in Berlin. Dort in dem reicheren, anregenderen Leben brach nun das Verlangen, sich dichterisch zu äußern, mit neuer Kraft hervor. Er besuchte das Theater und empfing großartige, sein ganzes Innere bewegende Eindrücke. Und immer brachte er neue Pläne mit nach solchem Ereignis, Entwürfe zu dichterischen Arbeiten, die er verfertigen wollte.

Er las „Der Herrscher“ und dachte empfand er das Bedürfnis, ein Tagebuch zu führen, in das er seine Empfindungen ergießen wollte. Der Ton der Offian-Übersetzung Werthers, die er Lotte an seinem letzten Lebensstage vorlas, klang noch in seinem Innern nach. „Wo bist du, traulicher Frieden meiner Seele?“ hieß es in Peters Tagebuch. „Da noch die ersten Morgenglocken des Glücks über mein Dasein hingen, — anmutige Tage, wo seid ihr? Der Sturm durchfegt die Natur und zerreiht, was da blühte. Ich suche die Liebe, und ich suche den Frieden,

— ich suche, und ich finde sie nicht mehr!! Unendliche Wehmut ergreift mich, ich fühle mich allein in der Welt, allein! Fliehen möchte ich, fern, fern über die Erde, ach, aber mich halten die schweren Fesseln der Alltäglichen, ich bin geschmiedet an den Fesseln der Notwendigkeit und spinne meine Tage freudlos ab mit blutendem Herzen. Natur, hehre Mutter des Alls, empfang' du mich von neuem in deinem Schoß, laß mich ausruhen, ausweinen mein Schicksal an deinem Busen!“

Und an seinem nächsten freien Tage machte Peter einen Ausflug in den Grunewald, wo er am einsamsten war, lagerte sich im Moos, bewunderte „im Käfer und Schmetterling, im Grashalm und dem Blümchen die Gottheit der Natur,“ — ohne rechte Befriedigung zu finden. Die Stimmung war verflogen, er begab sich wieder unter Menschen, aß und trank und ließ sich's trotz der „Sehnsucht seiner Seele“ wohl sein.

Er sah Schillers „Räuber“ und warf der Welt den Fehdehandschuh hin. Hatte er bis jetzt geklagt, nun entrüstete er sich.

Und er schrieb ein Drama. Er schrieb und vollendete es und empfand Schöpfungswonne. Am Morgen, ehe es Tag war, saß er bei der Lampe Schein, am Abend, wenn alles schlief, bildete er seine Gestalten, bis die Augen ihm zufielen vor Müdigkeit. „Fesseln“, hieß es. Wie der Räuber Moor seine Amalia, so hatte Peter sein Annchen. Die schönen Tage dieser Jugendliebe stiegen leibhaftig wieder vor ihm auf. Und Annchens Eltern waren die Graubamen, die zwei liebende Herzen voneinander rissen und fortstießen in den Abgrund der Verzweiflung.

„Verzweiflung! Glend! Wer gab euch das Recht, zu richten? Wem gehört das Leben? Dem absterbenden Geschlecht oder dem, das da blühen und Frucht tragen soll? Ihr habt die Blume geknickt, ehe sie erschlossen war, in die vertrauenden Seelen Haß und Rachsucht geträufelt. Fahret dahin, Milde, Sanftmut und Thränen wehmütiger Entzagung. In diesem Brand brennen tausend Feuer, und ich will euch einen Busen brennen auf euer, daß die Frommen im Lande in Entsetzen und Beben die Hände zum Himmel reden sollen. Wissen aber sollt ihr es! Was ich ward, ich ward es durch euch! Komm, Liebchen! Nun geht es zum Hochzeitstanz! Im Arm mit dir will ich euer und Schuld aufhäufen, daß der Gestank davon eure zarten Nasen kitzeln soll zum Erbarmen!...“

Und er brachte es wirklich zu Ende. Eines Sonntagsnachmittags — die Dämmerung war schon herein-gefunken — da that er den letzten Federzug. Er starb im Wahnsinn, sie am gebrochenen Herzen. Zu spät kam die Reue der Angehörigen. Und der Freund öffnete die Vorhänge und sprach: „Der Morgen kommt nach finsterner Nacht. Euer Hochzeitmorgen. Wir bleiben zurück, ihr seid vorangegangen. Wir jammern und klagen, ihr seht euch eurer ewigen Vereinigung. Friede sei mit euch!“

Peter sah da und träumte. Er trauerte über das vorzeitige Ende seiner Geschöpfe. Und er konnte sich nicht halten, die Thränen liefen ihm über die Wangen.

Leider empfanden die Theaterdirektoren nicht so wie er, sie schickten ihm das Werk unbarmherzig wieder zurück. Das schmerzte ihn wohl, aber in dem Schmerz hatte er auch ein Lächeln, ein Lächeln des Mitleids für diese Leute. Einst — das wußte er — würden sie ihn anerkennen. Und er war ja noch jung, er konnte ja warten. So stark war sein Selbstvertrauen, daß er mitten in diesen Fehlschlägen sich oft den Tag der Aufführung des Stückes in lebhaften Farben ausmalte. Er trat in die Loge des Direktors und wurde mit ausgezeichneter Hochachtung von ihm empfangen. Er betrachtete sich die Zuschauer, die erwartungsvoll, dichtgedrängt da vor ihm saßen. Und der Vorhang ging in die Höhe... Wie packten die Scenen!... Und die... und die! Ja, das hatte er sich wohl gedacht! Und wiederum reiß es ihm fort, wie zur Zeit, da das Werk sich unter seinen Händen gebildet hatte. Das waren sie, die Menschen, die er geträumt!... Und das Ende kam, zum letztenmal senkte sich der Vorhang. Da brach ein brausender Beifall los, das Haus erdröhnte und erzitterte. Sie zogen ihn aus der Loge, der Direktor und der Regisseur, er stand vor der wogenden Menge der Zuschauer und verneigte sich, ja, als der Beifall gar nicht enden wollte, legte er bedeutungsvoll die Hand aufs Herz. Und da — da fiel eine Rose herab von schöner Hand! Was bedeutete das? Hatte der jugendliche Dichter unauslöschlichen Eindruck auf ein weibliches Herz gemacht? Und nun regnete es förmlich Blumen, Vatizittentlicher kamen angefliegen mit Zetteln, die stüchzig mit Blei befrachtet waren und den Namen der Spenderinnen enthielten, er konnte gar nicht so schnell alles auf sammeln. Und dann, als er das Haus verließ! Man drängte sich um ihn, zeigte auf ihn und flüsterte sich zu: „Das ist er! Das ist Peter Flott!“

Wie schön war es doch, so zu träumen, sich zu berauschen an kommenden Wonne!

Allerdings litt Peters Arbeitslust im Geschäft unter

diesen Phantasien beträchtlich. Jeden Morgen denselben Weg, jeden Morgen das „Muh“! Wie schön es doch wäre, unabhängig und vollkommen frei zu sein! Ganz dem göttlichen Triebe nachzugeben und sich der erhabenen Dichtkunst zu widmen!

Anstatt dessen jeden Tag in der Treitmühle, die doch jeder andre auch treten konnte! Jeden Tag das mahrende Gesicht des Herrn Bellinghaus, dieses Prachtexemplars eines Philisters! Mehrmals sogar hatte er ihn getadelt, sein Herr Chef, hatte es sich herausgenommen, ihm Vorschriften zu machen, hatte ihn der Nachlässigkeit, der Zerstreutheit geziehen. In diese mechanischen Arbeiten, diese geschäftlichen Schreibereien, konnte man doch nicht hereinlegen, als derartige Dinge es verdienten. Seine volle geistige Kraft dafür einsetzen, — nein, dafür war sie ihm zu gut! Edle Thätigkeit? Pah! Wer las denn noch gute Bücher! Es kam ja doch nur aufs „Geschäftlich wenig“ hinaus! Für die Menschheit wurde beschäztlich nachgeschaffen.

Erträglich wurde Peter seine Stellung in der Buchhandlung eigentlich nur durch einige Nebenumstände. Er bekam ein leidliches Gehalt, konnte viel lesen und — Um diese Zeit hatten sich nämlich Peters Liebeswerbungen im wesentlichen auf zwei Geschöpfe zusammengezogen.

Da war die Liebe aus Pflicht und die Liebe aus Liebe. Erstere galt der Tochter seines Chefs, letztere einer Bäckerin. Die Tochter des Chefs waltete hinten im Comptoir, die Bäckerin vornehm und väterlich. Die Tochter des Chefs war neunundzwanzig Jahre alt und gut erhalten. Wenn sie in den Laden kam, sagte sie: „Guten Morgen, lieber Herr Flott!“ Und hatte sie gar eine Bitte an ihn, so flöteten die blauen, schmalen Lippen: „Ach, bester Herr Flott, möchten Sie wohl die Liebeshandlung haben?“ Dann folgte ein Augenaufschlag, dem gegenüber auch andre weich geworden wären wie Peter. Und als Quittung ließ er dann sein bezauberndstes Lächeln und seine ritterlichste Verbeugung folgen. Fräulein Trudchen empfand das äußerst angenehm, sie sprach oft ihrem Vater gegenüber von den vortrefflichen Eigenschaften des „jungen Mannes“ und nützte letzterem dadurch nicht unwesentlich. Doch der Hauptgrund, weshalb Peter sich zu ihr hingezogen fühlte, war, daß sie ein tiefes Gefühl für die Dichtung hatte, der sie empfindlich schien für alles, was neuere Dichtung hieß. Troßdem er — oder vielleicht gerade weil er Buchhändler war, pflegte er die Behauptung aufzustellen, es sei längst alles ausgedichtet worden, und die Menschen sollten sich doch um Gottes willen jede weitere Mühe sparen, mit der sie nur das wirklich Gute aus früherer Zeit verdunkelten. Wenn alle Kräfte, die deutsche Jünglinge und Jungfrauen alljährlich in Poesie anlegten, nutzbringend und praktisch verwertet würden, dann wäre — so meinte Herr Bellinghaus — die soziale Frage sofort gelöst.

Wie anders Trudchen! „Ich muß es Ihnen doch schnell sagen, lieber Herr Flott, daß Ihr letztes Gedicht in der Strophe des Nibelungenliedes mich gewaltig gepat hat. Abgesehen von dem tief empfundenen Inhalt haben Sie den höchst verdienstlichen Versuch gemacht, die alte Nibelungenform neu zu beleben, ich möchte sagen: mit modernem Geiste zu erfüllen.“

Wie wohl das that! Und wie verdienstlich sich Peter nach solchen Worten vorkam. Unwillkürlich fühlte er den Sockel eines Denkmals unter sich.

Dieses war die Liebe aus Pflicht. Es kam dazu, daß die Buchhandlung ausgezeichnet ging und Trudchen das einzige Kind war. Sollte Peter sich ernstlich um sie bewerben? Peter war sehr unentschieden. Und immerhin nicht ohne Grund. Denn da war nun die andre, die Liebe aus Liebe!

Die Bäckerin war achtzehn Jahre alt, hatte reizende blonde Locken, lebhaft blühende blaue Augen, eine allerliebste Figur und konnte glänzend lustig plaudern. Auch waren die Eltern nicht unvernünftig. Allerdings hatte sie noch vier Geschwister, das war ein nicht zu unterschätzender Nebelstand.

Nicht daß Peter selbst so sehr erpicht gewesen wäre auf Geld und Geldeswert, aber da die Familie in Bernau immer den regsten Anteil an Peters Herzensangelegenheiten nahm und sozusagen seine Liebschaften in all ihren Stadien mit durchlebte, so kam es ganz von selber, daß auch die Vermögensverhältnisse der in Peters Gesichtskreis tretenden jungen Mädchen besprochen wurden.

Wenn Peter ins Geschäft kam, begrüßte er immer zuerst vorn die niedliche Bäckerin durch die Laden Thür und dann, über den Hof gehend, Trudchen Bellinghaus durch das breite Comptoirfenster. Und in jedem Fall bekam er freundliche, wohlwollende Segensgrüße. Es kitzelte ihn förmlich, diese „zwei Figuren an der Strippe zu haben“, wie er sich vor sich selbst ausdrückte. Aber in diesem Zustande lag schon die Gefahr des Zwie-

Eines Tages erschien die Bäckerin zu Peters größter Freude im Laden. „Sie kann's schon gar nicht mehr ohne dich aushalten!“ sagte er sich mit innerem Frohlocken. Sie verlangte eine Gedichtsammlung, die sich betitelt „Liebesleid und Lust“, um sie einer Freundin zum Geburtstag zu schenken.

„Es werden also doch noch Bücher gekauft,“ künfelte Peter mit freundlich lächelndem Munde und wickelte nicht „Liebesleid und Lust“, sondern ein ähnlich gebundenes Werk gleiches Umfanges, das sich betitelt „Die erste Hilfe bei Unglücksfällen“ ein. Die Bäckerin war, als sie bald darauf im Laden des Vaters unbeobachtet ein wenig in dem Werke blättern wollte, nicht sehr erbaut davon, daß Peter die Liebe zu den Unglücksfällen zu rechnen schien. Er nächster Morgen, da Peter gerade in den Thierweg getreten war, eilte sie ihm nach, um ihm das falsche Buch gleich zurückzugeben, — aber sie blieb wie gebannt stehen, denn sie sah Peter, wie er soeben in das Comptoirfenster so auffallend zuvorkommend, man konnte geradezu sagen: vertraulich! erwidert wurde...

Vieschen weinte mehrere Taschentücher nach, wurde ungemein melancholisch, und wenn die Zeit kam, da Peter am Bäckerladen vorbeigehen mußte, zog sie sich in die letzte Ecke zurück.

Peter fiel dies natürlich auf. Aber was war das? Trudchen Bellinghaus wurde plötzlich sehr spitz in ihren Reden, umging mit Hartnäckigkeit jedes Gespräch über Peters Dichtungen und wurde nach des letzteren Meinung sichtlich älter. Eine Ahnung dämmerte in Peter auf, als er bemerkte, daß die beiden Mädchen Freundschaft geschlossen hatten.

Seine geschäftlichen Obliegenheiten erfüllte Peter nun mit größerer Eile und schlechter Laune. Herr Bellinghaus fühlte sich veranlaßt, ihn eines Tages ernstlich zur Rede zu stellen.

„Sagen Sie mal, Herr Flott, was ist eigentlich mit Ihnen los? Ich muß es Ihnen doch einmal sagen, daß das nicht so weitergehen kann. Sie legen es ja geradezu darauf an, sich Ihre Stellung zu verschmerzen. Ich spreche nicht nur von jetzt. Aber in jeder andern Stellung würde es dasselbe sein.“

Peter schlug die Augen nieder und sagte gar nichts. „Oder wollen Sie umjammeln? Federwucher werden?“ „Ich habe allerdings hin und wieder daran gedacht, später mich der Schriftstellerei zu widmen... Falls ich Erfolge haben sollte...“

„Da haben wir's!“ Herr Bellinghaus legte die Hände auf den Rücken und ging im Laden auf und ab. „Also Sie wollen einen sicheren Boden verlassen, der die Grundlage für eine sorgenfreie Existenz abgeben kann, und sich auf allerlei Lustschlösser hin ins Ungewisse stürzen! Na ja! Sie sind nicht der einzige, leider! der sich durch ein paar stüchtige Erfolge als Gelegenheitsdichter — Verdrehen bei Verwandten und Freunden — den Kopf verdrehen läßt! Ja, ja, Sie lächeln! Ich habe Leute gekannt, die wirklich bedeutendes Talent hatten — was bei Ihnen doch noch nicht bewiesen ist — und die doch nicht vorwärts kamen. Was wollen Sie denn ansagen, wenn Sie einmal aus Ihrem Beruf heraus sind, nicht zurückmögen und nicht vorwärts können? Redakteur werden? Die großen Stellen sind dünn gesät und wären Ihnen wohl kaum zugänglich. Und die andern? Jammerlöhne bei aufreibender Existenz! Mensch, Sie wissen ja gar nicht, wie gut Sie es haben! Oder?“ — Herr Bellinghaus lächelte spöttisch — „wollen Sie von den Geburtstagsgedichten leben, die Sie Ihren Eltern und jungen Damen machen? Ernst und Scherz, auf jedem Gebiet das Beste, wie da einer immer anzeigt... Lockt Sie das vielleicht? Ein Litteraturbureau errichten, in dem Trauer- und Hochzeitsgedichte nach dem Metermaß verzapft werden? Wie?“

Peter nahm eine sehr ernste, fast abweisende Miene an. „Ich schreibe auch Erzählendes und fürs Theater an.“

„Na, wenn Sie's man nicht bloß für sich schreiben! Nehmen Sie mir das nicht übel, ich weiß ja, daß Sie ein offener Kopf sind, der viel Phantasie hat — manchmal zu viel — aber Sie kennen meine Anschauungen über die ganze Dichterei von heutzutage.“

„Ich glaube, Herr Bellinghaus —“  
„Das ist ja das Schlimme, Herr Flott, daß Sie noch glauben, daß Sie diese schwärmerischen Ideen haben! Schade — ich würde Sie ganz gern behalten, Sie passen fürs Geschäft nicht übel, wenn Sie nur nicht immer diese Dichterei im Kopf hätten. Ihr Unglück ist, daß Sie nicht Soldat geworden sind, — Herzfehler, na ja, das war wohl so schlimm nicht gewesen... ja, wenn Sie Ihre Pläne von Dichterglück und Dichterruhm endlich einmal aufgeben wollten, dann ließe sich ja hoffen...“

„Die Menschen sind verschieden,“ warf Peter ein. „Ich bin eine Künstlernatur.“ Seine Worte rollten in erhabenem Schwunge dahin. „Niemand wird es möglich sein, den Sinn für die Dichtkunst aus meiner

Seele zu reißen, und nie werde ich zu streben aufhören, solange mir das Leben bleibt!“

Herr Bellinghaus klopfte ihn auf die Schulter. „Na ja, Herr Flott, machen Sie, wie Sie wollen!“ Und damit trat er ins Comptoir. —

Nur vierzehn Tage später war es, da hielt Peter das Kündigungsschreiben des Herrn Bellinghaus in der Hand. Er war verblüfft, das hatte er nicht erwartet, so schnell noch nicht. Doch schon während er das Schreiben in die Tasche steckte, da kam ein andrer, froherer Gedanke: „Frei! Ich werde frei sein!“

Und als er am letzten Tage die Buchhandlung verließ, nicht ohne noch einen heftigen Redestrauch mit Herrn Bellinghaus bestanden zu haben, worin er mit süßlicher Anspielung betonte, daß er eben nicht wie andere Leute ein Philister sei, — und als er nun auf die Straße trat, da jubelte es in ihm wie nach langem Gefängnis. Frei war er von all den Banden, die seine nach dem Lichte strebende Seele bisher gefangen gehalten hatten. Und rosig wie ein junges Mädchen schwebte eine wunderbare Zukunft ihm vor. Und das Leben brauste an ihm vorüber, das unererschöpfliche Leben. Wie schön, wie herrlich!

Ob vielleicht in späterer Zeit die Litteraturforscher von diesem seinem Gang durch die Straßen einen neuen Abschnitt seiner geistigen Entwicklung herrechnen würden? Schon möglich!...

### 5. Peter tritt in die Presse ein.

Es verging einige Zeit, bis Peter ein Unterkommen nach seinem Sinne erhielt. Manchmal Mal waren ihm in dieser Wartezeit die Mahleiten Knapp zugemessen. Die Redaktion des „Residenzblattes“ öffnete ihm schließlich ihre Pforten.

Der neue Volontär wurde auf seine Meldung hin von einem Kaufburschen in ein großes Zimmer geführt. Zuerst sah er niemand, doch bei genauerem Hinschauen bemerkte er jenseits des doppelten Diplomatenschrifttisches, halb verdeckt von einem vor ihm stehenden Bücherbort und tief über die Arbeit gebeugt, einen runden Körper, auf dem ein dicker Kopf mit kurzem, schwarzem, wolligem Haar saß.

Ein Weize noch blieb der Betreffende in derselben Stellung, dann erhob er den Kopf. Ein paar scharfe, dunkle Augen blickten Peter an. Der Mann war noch jung. Ein kleiner schwarzer Schnurrbart saß ziemlich ungepflegt auf seiner Oberlippe.

„Ah — treten Sie näher,“ sagte der Herr.

Nun trat Peter einige Schritte näher.

„Habe ich die Ehre, Herrn Chefredakteur Sittigmann —“

„Sein Sie willkommen,“ fuhr Sittigmann fort.

„Herr Flott, nicht wahr?“

„Mein Name ist Flott.“

Der Chefredakteur schien sehr wenig Zeit zu haben, denn er blieb immer noch sitzen.

„Sie waren schon in der Presse thätig?“ fragte er.

„Ich habe für einige Blätter geschrieben,“ erwiderte Peter nicht ohne Stolz. „In einer Redaktion habe ich allerdings noch nicht gearbeitet, doch glaube ich sagen zu können —“ Peter wiegte den Kopf zur Seite, „daß ich mich für diese Thätigkeit eigne.“

„Daran zweifle ich gar nicht,“ meinte der andre und erhob sich jetzt mit großem Geräusch. Die Hände zur Hälfte in den Hosentaschen, schritt er im Zimmer auf und ab. Seinen Schritt hörte man kaum, da er sehr leichte leberne Hausschuhe trug. Ferner trug er über dunkeln, eleganten Beinkleidern ein schwarzes Jackett.

„Sie werden sich sehr schnell einarbeiten. Für einen intelligenten Menschen ist das überhaupt nicht schwer. Ich brauche nur jemand anzusehen, um zu wissen, was Neunundzwanzig er ist. Sehen Sie mich an. Ich bin seit fünfzig Jahren. Na? Und? Allerdings verdanke ich meine einflussreiche Stellung dem Umstand, daß ich das Blatt sozusagen — das heißt geistig und moralisch, besonders auch moralisch — selbst gegründet und in Schwung gebracht habe. Das hat freilich Arbeit gekostet. Ich habe eine große Arbeitskraft. Wie alt sind Sie?“

„Dreißundzwanzig,“ bemerkte Peter etwas schüchtern und setzte dann eifrig hinzu: „aber ich werde bald vierundzwanzig.“

„Das beste Alter, um in einem Beruf festen Fuß zu fassen. Sie werden mir in allem etwas an die Hand gehen, verstehen Sie? Meinen vorigen Sekretär mußte ich leider entlassen, ein sehr brauchbarer Mensch, aber zu liebreich. Sie sehen mir solider aus. Folgen Sie nur pünktlich meinen Anweisungen, dann kann Ihnen der Erfolg nicht fehlen.“

„Ich werde mich in allem bemühen —“

„Sie werden zum Beispiel die auswärtigen Blätter lesen und mir Auszüge daraus machen. Sie beherrschen doch das Französische vollkommen?“

„Ich denke,“ sagte Peter zu antworten.

„Nun also! Auch das Englische?“

„Ein wenig.“

„Desto besser. Ich kann nicht alles machen. Sie

# Eine gemeinsame Seefahrt.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Bahr.



Fünf Freunde, echte Binnenländer, machen eine gemeinsame Vergnügungsfahrt zur See. Wohlbehalten kommen sie in der Hafenstadt an und besteigen ihren Dampfer.



Zunächst entsteht die Frage: „Wo nehmen wir Platz?“ — A.: „Bah, hinten natürlich, da ist's ja schattig, macht ihr, was ihr wollt, ich seh' mich nach hinten!“



B.: „Acht ern, lieber Freund, acht ern sagt man, ich seth mich an Steuerbord, da ist es vor Wind geschützt. Ja, an Bord muß man verkehren, es sich gemütlich zu machen!“



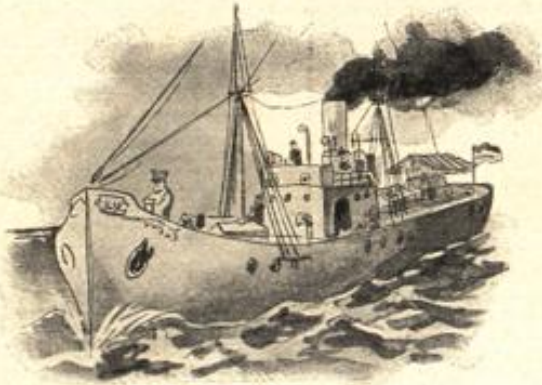
C.: „Als ob ich nicht wüßte, daß sich das Schiff nachher dreht; ich gehe an Vordbord, da ist es einzig richtig!“



D.: „Landratten ihr! Ich bin nicht zum erstenmal an Bord! Ich gehe aufs Oberdeck, da hat man die schönste Aussicht!“



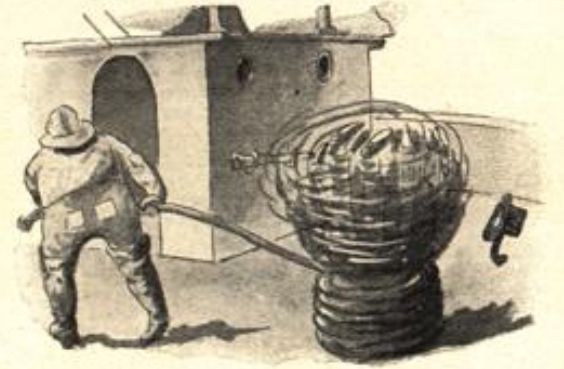
E.: „Vorn am Bug ist der einzig richtige Aufenthalt, da hat man die köstliche Seeluft aus erster Hand!“



(Der Dampfer setzt sich in Bewegung.) „Das nennt man nun eine gemeinsame Seefahrt!“



A.: „Nein, dies Gehölz der Schraube ist nicht zum Ausschalten, es macht mich rein nerods!“



B.: „Holla, Mann, was fällt Ihnen ein!“ — Matrose: „Reinwaschen, Herr!“



Heizer: „Achtung!“



Rebelhorn: „Tuhhht!“



C.: „Donnerwetter, die Spritzer bekommt man hier aber auch aus erster Hand!“



„Ich gehe in die Kajüte, ein Cognac wird mir gut thun!“



„Aho, da sind ja auch schon die andern Herren!“



„Ja, schöne Seelen finden sich zu Wasser und zu Lande!“

BAHR



**Hug' in Hug'.**

Gemälde von W. Menzler.

Hug' in Hug' — ein Liebesspiel —  
 Hug' in Hüge sagt sich viel  
 So in stiller Stunde,  
 Wo sich Blick in Blick versenkt,  
 Wo die Seele heimlich denkt:  
 Süßter Mund an Munde!

Hug' in Hug', — was daraus spricht,  
 So berecht ist Lippe nicht  
 Und so tief verstanden;  
 Hug' in Hüge, Herz in Herz —  
 Höchstes Glück und höchster Schmerz  
 Schon darin sich fanden!

müssen mir Stoff zu meinen Leitartikeln schaffen, ich forme ihn dann so, daß er dem Publikum mundgerecht wird. Den Geschmack des Publikums müssen Sie natürlich erst lernen. Man muß den Leuten schmeicheln, das ist das Geheimnis jeden Erfolges. Ich kenne ja ungefähr die Kategorien unsrer Leser, jeden Tag nehme ich mir eine andre Kategorie vor und seife sie ein. Sie werden das schon sehen. Sie wundern sich vielleicht, daß ich so offen spreche. Ich spreche das aus, was andre nur denken. Ich habe patriotische Leser, da muß ich besonders bei jeder Gelegenheit das Deutschtum hervorkehren und über andre Völker von oben herab urteilen. Und immer in etwas pikanter Sauce. Komödie ist ja doch das ganze Leben, nicht wahr? Und wer am besten spielt, hat gewonnen . . ."

Peter zuckte lächelnd die Achseln, als ob er sagen wollte: Das ist nun einmal so, und wir können es nicht ändern.

Der Chef hielt jetzt in seiner Wanderung durch das Zimmer inne. Er blieb vor Peter stehen und machte eine Kopfbewegung nach der in die übrigen Redaktionsräume führenden Thür. „Sie werden dort keinen großen Geistesreichtum unter den Herren finden. Ich spreche mich Ihnen gegenüber aus, weil ich zu bemerken glaube, daß Sie ein anständiger Mensch sind. Halten Sie nur zu mir. Kein Umgang für Sie dort, keine wirkliche Bildung. Sind auch alle reis zum Abmarsch. Muß mir aber erst einen neuen Stab heranziehen. Der alte Koller ist ein ganz guter Kerl, aber zu leicht zu beeinflussen und überdies auch noch eine Ruine, — da hustet er wieder, hat sich bald die ganze Seele herausgehustet, bedauernswert, Frau und fünf Kinder. Na, und der Bräutigam ist ein vollkommen verwohnter Mensch, dem übrigens nichts mehr in seiner Wohnung gehört, der einzige ist noch Mulsch, der sagt nichts, ist aber 'ne Null.“

Während dieser Rede war der Chefredakteur wieder am Schreibtisch angelangt, hob dort plötzlich eine von mehreren Uhren mit dunkelm Gehäuse empor und hielt sie flott hin. „Wie gefällt Ihnen die Uhr? Billig. Fünfundfünfzig Mark. Ich kann meine goldene nicht tragen, da ich in Trauer bin, hatte das Unglück, vor vierzehn Tagen eine junge Frau durch den Tod zu verlieren.“

Herr Sittigmann sagte das in einem Ton, mit dem er etwa gesagt haben würde: „Die Semmeln von diesem Väter sind ausgezeichnet —“

Peter verbeugte sich zum Zeichen seiner Teilnahme mit ernstem Blick. Er war nicht so harmlos, die

Schauspielerei nicht herauszufühlen, aber er ließ sich nichts dergleichen merken. Auch interessierte ihn die Beobachtung dieses, wie ihm schien, eigenartigen Charakters.

Dann ging die Unterhaltung weiter, der Vorgesetzte gab dem Neuling allerlei Anweisungen und schickte ihn schließlich mit den auswärtigen Zeitungen in ein abgelegenes kleines Zimmer, wo er mit den übrigen Herren nicht in Berührung kommen konnte. In etwa anderthalb Stunden mußte er das Material haben.

Herr Sittigmann fühlte sich offenbar durch die neue Stütze, die er soeben gewonnen, wesentlich erleichtert, denn bald darauf hörte Peter ihn, ein Lied summend, über den Flur gehen, hörte, wie er sich Frühstück über Lausfischen stellte und dann in eine angelegentliche Unterhaltung mit irgend einem Besuch geriet. Doch plötzlich wurde Peter durch laute Worte emporgeschreckt. Der Besuch schrie: „Sie Schwindler! Das haben Sie schon vor vier Wochen gesagt und mich doch nicht bezahlt! Da wird kein Geld und dem armen Handwerker das Geld schuldig geblieben! Jetzt bleib' ich aber sitzen! Jetzt geh' ich nicht, bis Sie mich bezahlt haben! Verstanden?“

Alsdann vernahm man leises Murren, Hin- und Widerreden, schließlich schien der grobe Mann zu verschwinden. Der Chefredakteur kam, diesmal allerdings nicht singend, wieder an Peters Thür vorüber und ging in sein Zimmer.

Peter widmete sich nun seiner Arbeit und brachte sie auch leidlich zu stande. Manche Stellen blieben ihm zwar durchaus dunkel, aber dann ließ er sie entweder fort oder umschrieb sie in kühner Weise, selbst auf die Gefahr hin, einen ganz andern Sinn hineinzubringen. „Nur nicht verblüffen lassen!“ sagte er sich. Wie hatte doch der Chef vorhin gemeint? . . . Komödie das ganze Leben, wer am besten spielt, hat gewonnen.

„Sehr gut,“ urteilte Sittigmann. „Sie sind auf dem richtigen Wege, und ich werde an Ihnen eine Stütze haben.“ So nebenbei bemerkte er dann: „Was man übrigens so erlebt in meiner Stellung, unglaublich. Kommt da ein Kerl, der auf zwanzig Schritt nach Schnaps riecht und will eine Rechnung zum zweiten Mal bezahlt haben —“

„Ah!“ machte Peter verblüfft. „Haben vielleicht seine Schimpfereien gehört vorhin?“

„Allerdings, ich hörte undeutlich —“  
 „Was sagen Sie dazu, heiter, wie? So was muß man sich bieten lassen.“

„Aber das würde ich doch nicht thun, Herr Sittigmann. Ich würde das doch nicht stecken lassen —“  
 Sittigmann lächelte überlegen.

„Sind Sie unschuldig! Wenn man im öffentlichen Leben steht, muß man gewitt sein, um Feinden und Neidern — und die hat, behaupte ich, jeder tüchtige Mensch — keine Angriffspunkte zu bieten. Muß doch etwas Wahres dran sein, würde es heißen. Und das ganze Geschmeiß würde sich erheben. Nein, nein, das lassen wir hübsch bleiben.“

„Aber — was wollen Sie denn nun machen?“ fragte Peter in wirklicher Teilnahme.

„Habe die Rechnung zum zweiten Male bezahlt,“ antwortete der Chef leicht hin. „Natürlich habe ich mir diesmal Quittung geben lassen.“

„Nun, hoffentlich war es keine hohe Summe!“  
 Sittigmann blickte in die Uebersetzung Peters und sprach, ohne eine Miene zu verziehen: „Gott sei Dank nein. Zweihundert Mark.“

Dann las er weiter.  
 Peter war bestürzt. Zweihundert Mark keine hohe Summe! Zweihundert Mark umsonst hingegeben! Jedenfalls großartige Verhältnisse. Oder ob? . . .

Der Chefredakteur legte die Uebersetzung beiseite und begann zu schreiben. Er schien den Anwesenden ganz vergessen zu haben.

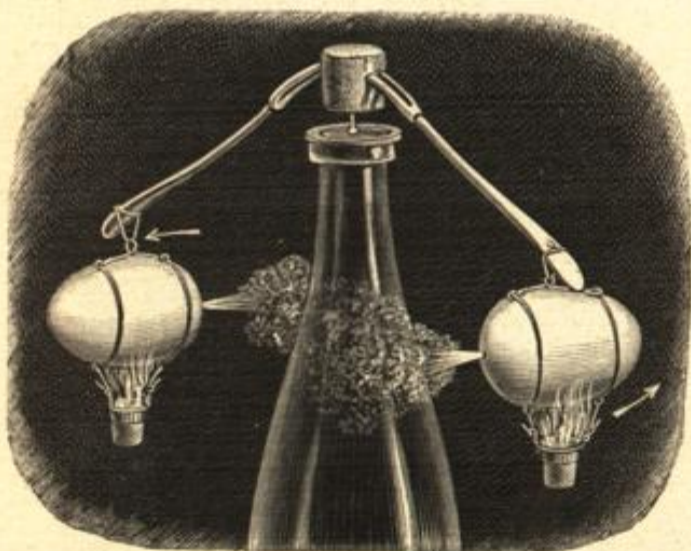
Nach einer Weile räusperte Peter sich.  
 Sittigmann blickte auf. „Ah so, Sie sind noch da. 's ist gut. Bis heute nachmittag, Herr Flott.“ Und dann verfenkte er sich wieder in seine Arbeit.

Peter fand diese Behandlungsweise etwas kurz, aber er nahm sie im Interesse der Befestigung seiner Stellung „einstweilen“ schweigend hin und empfahl sich.

Nebrigens war es ihm recht angenehm, die Aufklärung wegen des Handwerkers erhalten zu haben, denn es wäre doch peinlich gewesen, unter einem Schwindler zu stehen, den man das Recht hatte, Schwindler zu nennen. Peter erschien sein Chef trotz der kleinen ihm anscheinend anhaftenden Schwächen in sehr noblem Lichte. Jedenfalls sah er das Geld nicht an, das gab ihm so einen gewissen ritterlichen oder auch künstlerischen Schimmer. Auch das Lob, das Sittigmann ihm gezollt, freute ihn. Mit nicht geringem Selbstgefühl verließ er das Haus und sah sich auf dem Bürgersteig, ehe er weiter schritt, einige Male um, als wolle er sagen: „Ich komme soeben aus der Redaktion des Residenzblattes, wo ich auf dem besten Wege bin, eine einflußreiche journalistische Stellung zu erlangen.“ (Fortsetzung folgt.)

**Amüsante Wissenschaft.**

**Die Dampfbälle.** Man bohrt in das eine Ende eines Eies eine kleine Oeffnung und ersuche einen Liebhaber von rohen Eiern, den Inhalt des Eies auszusaugen. Dann fertige man aus ganz dünnem Draht über der Eierschale ein Gerüst an, wie unsre Zeichnung es angiebt, so nämlich, daß auf den Rücken der Schale ein kleines Keugelchen kommt und auf die Unterseite



Die Dampfbälle.

zwei kleine Hölzchen. Alsdann nehme man einen Fingerhut, lege um den Rand desselben einen Drahtring und bringe an diesem Ring zwei Keugelchen an, die einander gegenüber zu stehen kommen, und an denen man den Fingerhut an den oben erwähnten kleinen Hölzchen aufhängen kann. Ganz in der gleichen Weise richte man eine zweite Eierschale und einen zweiten Fingerhut her. Man erhält auf diese Weise zwei kleine lenkbare Luftschiffe; den eigentlichen Ballon bildet bei jedem die Eierschale und die Gondel der Fingerhut. Nun handelt es sich darum, die beiden Schalen zur Hälfte mit Wasser zu füllen; man kann das indes leicht bewerkstelligen, wenn man sie etwas erwärmt und dann rasch in kaltes Wasser fallen läßt. Nun stede man zwei Dessertgabeln mit ihren Zinken von beiden Seiten in einen Kork, in dessen Bodenfläche man eine Stecknadel treibt. Wir haben früher schon einmal gesehen, daß der so hergestellte Apparat, wenn man ihn

mit dem Nadelknopf auf ein über eine Flaschenöffnung gelegtes Gekochtes stellt, sich vollkommen im Gleichgewicht hält und leicht um seine Achse drehbar ist. Um die Enden der beiden Gabelstiele schlingt man etwas Eisendraht und läßt die Schlingen durch die Keugelchen der Eierschalengerüste gehen. Die Fingerhüte fülle man mit etwas in Spiritus getränkter Watte und hänge sie dann an den für sie bestimmten Hölzchen auf. Sollte der Apparat nicht vollkommen im Gleichgewicht sein, so stelle man dieses dadurch her, daß man in die Fingerhüte je nach Bedarf Schrotkörner gleiten läßt. Nun hindert uns nichts mehr, den Apparat in Gang zu setzen. Wir thun das, indem wir den Spiritus anzünden; nach einigen Augenblicken gerät das Wasser in den Eierschalen in Wallung, und man sieht den beiden Oeffnungen einen dünnen Dampfstrahl entströmen. Infolge der Reaktion, den der Dampf auf die atmosphärische Luft ausübt, beginnt unter Dampfdruck sich in Bewegung zu legen, erst langsam, dann schneller und immer schneller, bis der Spiritus in den Fingerhüten verbrannt ist.

**Humoristische Blätter.**

**Unser Diensthof.** Frau vom Hause: „Sie, Marie, da geht beim Haushof seit einer halben Stunde schon ein Soldat auf und ab!“ — Dienstmädchen: „Das hätten Sie mir auch früher sagen können!“

**Aus junger Ehe.** „Sie haben also auf Ihrer Hochzeitreise den Harz und Thüringen besucht? Nun, was hat Ihnen unterwegs am besten gefallen?“ — Junge Gattin (erschrocken): „Mein Mann!“

**Noch einer.** „Also, liebes Mädchen, wer baut das Haus?“ — „Der Maurer.“ — „Baut er es ganz allein?“ — „Nein.“ — „Und wer hilft ihm dabei?“ — „Noch ein Maurer!“

**Zerkent.** Professor, (sein Haus verlassend, will die Thür abends von innen aufschließen, was nicht geht, da ihm ein verkehrter Schlüssel in die Hände geraten ist): „Vogelstreich, da war' ich in der Zerkentung bald aus einem verkehrten Haus herausgegangen.“

**Kindlicher Standpunkt.** Die kleine Else: „Mama, wozu sind denn die vielen Soldaten da, die keine Muffen machen?“

**Ihre Auffassung.** „Zu meiner neuen Frühjahrshut brauche ich unbedingt ein neues Kleid.“ — Kind, (Kleider und immer wieder Kleider. Daß du denn gar keinen Sinn für etwas Höheres?“ — „Höheres? Ja, Mädchen, ich brauche auch einen Hut!“

**Feines Verständnis.** Dame: „Was Sie nicht sagen — also eine Französin war seine Braut? Wie haben sich denn die zwei nader verstanden!“ — Herr: „O — ganz vortrefflich! Sobald er ihr auf gut deutsch versicherte, daß er kein Geld mehr habe, hat sie sich sogleich französisch empfohlen.“

**Neue Bücher und Schriften.**

„Das Böhmisches Hochland und das angrenzende Tirol und Salzburg nebst Salzammergau.“ Von Ed. Trautwein. 2. Auflage, bearbeitet von Heinrich Hef. mit 26 Karten und 2 Stadtplänen. Innsbruck 1900. H. Köllinger Verlag. Preis in billigem Leinwandband A. 3.50. — Dieses altbekannte, ausgezeichnete Reisehandbuch ist in der vorliegenden Auflage in allen Teilen bis auf den heutigen Tag ergänzt und vielfach neu bearbeitet und bereichert worden. Sein Zweck ist es, der großen Zahl jener Alpenreisenden zu dienen, welche in ihrer Linie die reigollen Gebiete des bayerischen Hochgebirges vom Bodensee bis zur Salzach und der wichtigsten Kalkalpen von Norbertal und Salzburg, sowie das herrliche Seengebiet des Salzammergates zum Ziele ihrer Fahrten wählen. Angenehm sind noch die wichtigsten Eisenbahnen der Gegend, das Gasteiner, Kauris, Faidler und Kaprunthal, dann von Innsbruck aus die Brennerbahn bis Gschnepf. Auch ist die Uebersicht der Oberammergauer Passionsspiele enthält das Buch alles Wissenswerte. Für das bayerische Hochland, Norbertal und Salzburg darf Trautweins Führer unbedingt als der ausführlichste und beste Führer bezeichnet werden.

„Acht und Aehn.“ Von Arthur Schreiner. Illustriert von Hugo Engl. Stuttgart, Bong & Komp. Preis A. 3.—. — Das hübsch ausgestattete Buch enthält zwei Erzählungen: „Die Fische“, eine lustige und spannende Schwärmer-Geschichte aus dem Pannanthal, und „Der Bräutigam-Franz“, eine Erzählung aus Schwaben, worin die Freuden und Leiden eines Holzhandels geschildert werden. Während die erste Geschichte einen heitern und verheißungsvollen Schluß hat, endet die zweite tragisch. Der Autor ist ein längst bekannter, trefflicher Schreiber von Land und Leuten in Bayern und Tirol und hat auf diesem Gebiete bereits eine große Zahl anziehend gezeichnete Novellen und Erzählungen geliefert. Der Wunsch, daß die hier beigegebenen bereits in zweiter Auflage erschienen sind, zeigt, daß auch dieses neue Buch eine beachtete Lektüre gemeldet ist.

**Allerlei Kurzweil.**

**Worträtsel.**

So, wie ich bin, so ist verschieden  
 Wohl kaum ein Ding auf weiter Erd',  
 Und jedem ist mein Wort befehlen,  
 Ob er es scheucht, ob er's begehrt:  
 Ob er es sucht, ob er es findet,  
 Ob's ihm gegeben, freier Wahl,  
 Ob es ihm nichts, ob viel verleiht,  
 Darin liegt Daseinslust wie - qual.  
 Mein Wort, es trägt der Freude Kleider  
 Und trägt die Tracht vom tiefstem Schmerz;  
 Es ist die ganze Stala beider —  
 Und sein Geburtsort: Seele, Herz!

**Silbenrätsel.**

a, de, de, der, der, do, du, el, ell, gi, had, hing, lo, la, lau, lan, lau, li, lu, ma, nan, ne, nie, ob, roch, rot, ton, so, u, u, va.  
 Durch richtige Verbindung dieser Silben entstehen 11 Wörter mit nachfolgenden Bedeutungen: 1. Die Folge ist's von klümmern Wort. 2. Nach reich Metall ergräbt man dort. 3. Als Spinnerin bin ich bekannt. 4. Noch weid' als Autor ich genannt. 5. Bin europäisch Adnigreich. 6. Dem Feind verfeh' ich manchen Streich. 7. Im fernem Osten eine Stadt. 8. Ein Fluß, der reiche Ufer hat. 9. Nach Adnan ist den Namen bot. 10. Ein Großer fand in mir den Tod. 11. Unweit von Breslau liege ich — Nun, Rätselfreund, errate mich; die Anfangs- und die Endbuchstaben — in ihnen liegt ein „Wort“ begraben.

An meine liebe und treue Gemeinde!

Wiederum ein seltsam Dunkel  
Bringt verschmüht der Rätselonkel:  
Einen großen schwarzen Kleck,  
Weiße Flecken — damit ex.

Solches wirkt beinahe peinlich,  
Und es scheint höchst unwahrscheinlich,  
Daß aus diesen Dingen man  
Ein Gebilde machen kann.

Nun, so schlimm ist die Geschichte  
Dennoch nicht — man füg' und richte  
Klug die weißen Dinger hin,  
Dieses bringt zuletzt Gewinn.

Und man wird, entfernt von Grauen,  
Eine schöne Scene schauen,  
Freuen sich ob seinem Fleiß;  
Denn nun hat man's: schwarz auf weiß.

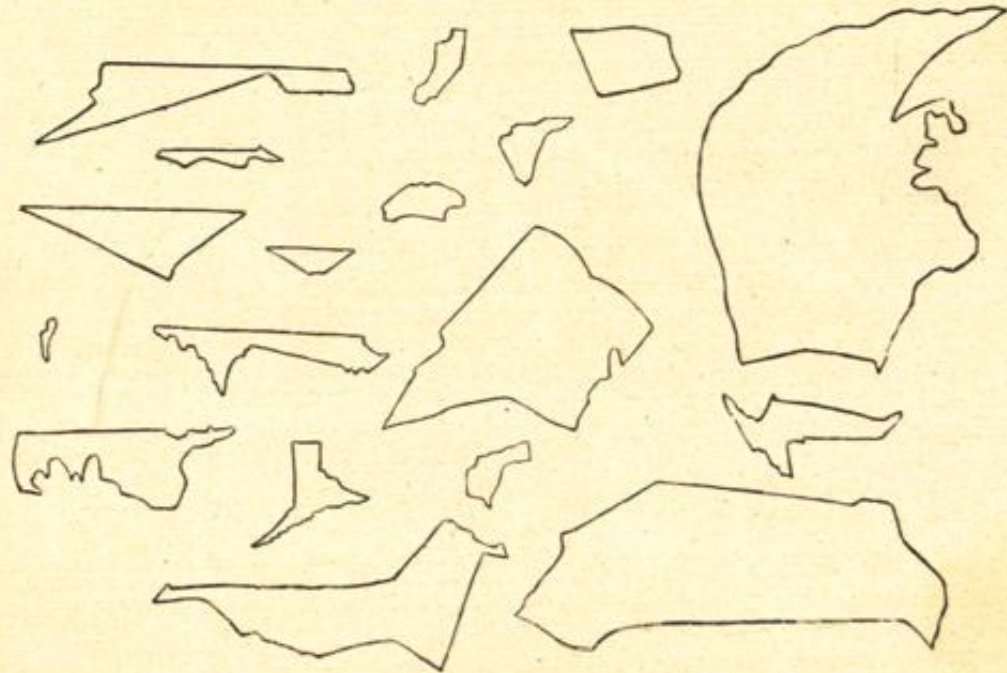
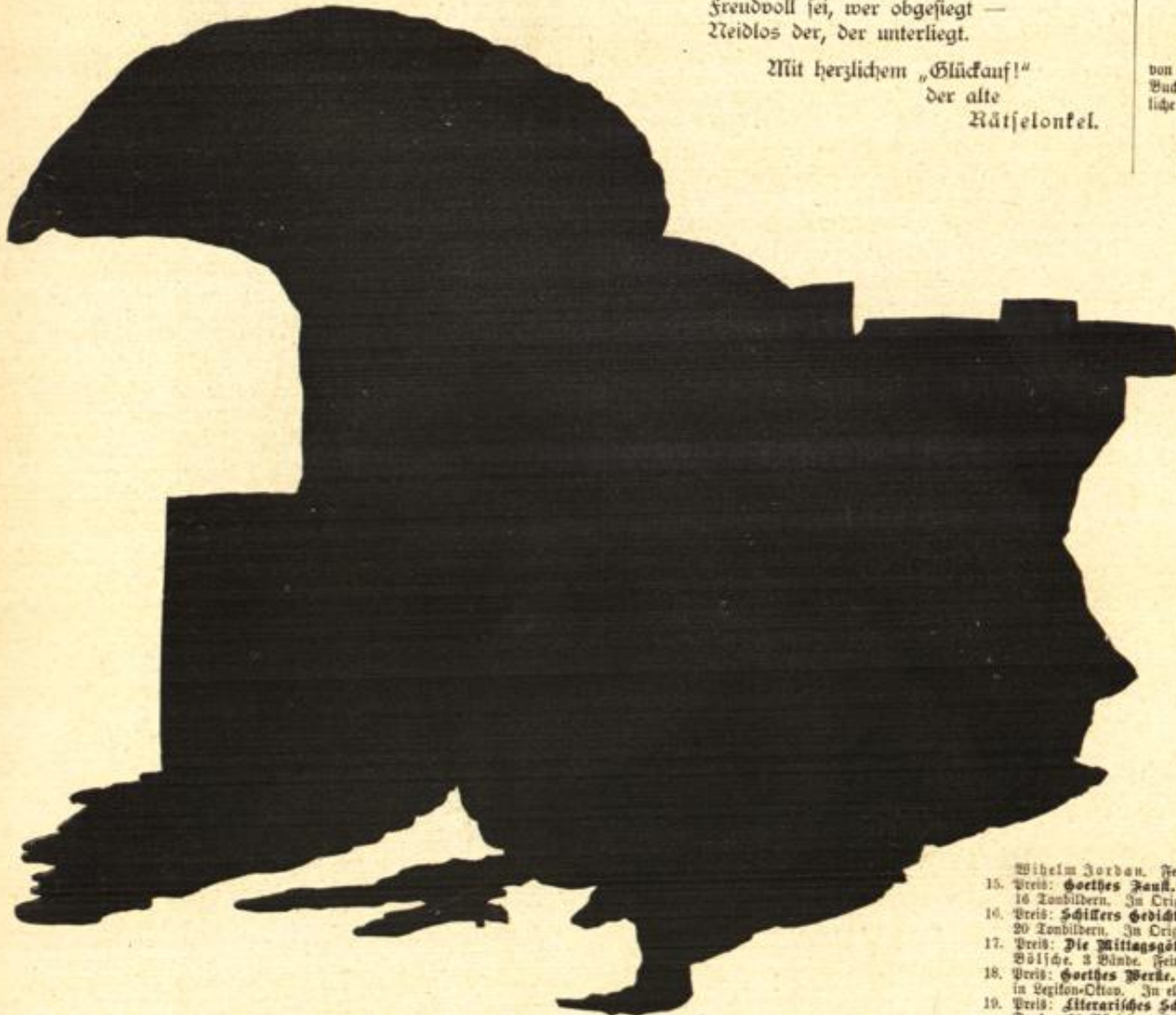
Also schneidet aus und leget  
Hin und wieder, und erwäget,  
Wo die Stücke, groß und klein,  
Richtig einzusetzen sein.

Bald hellt sich des Rätsels Dunkel,  
Glaubt es nur dem Rätselonkel;  
Reiche Preise unten stehn,  
Den Genuß euch zu erhöh'n!

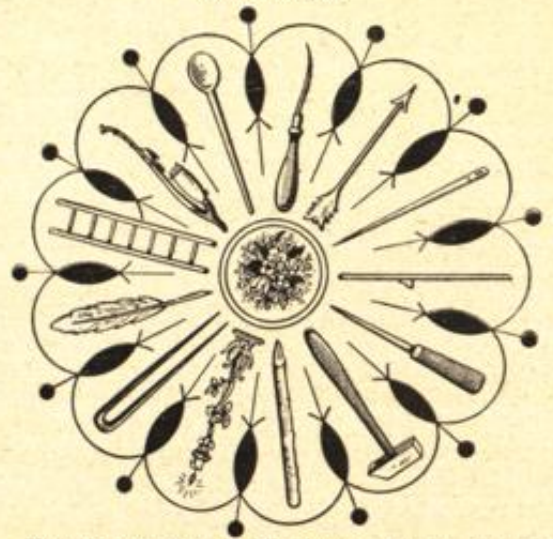
Preisrätsel.

Und somit lad' ich euch wieder  
Zum Turniere, fromm und bieder;  
Freudvoll sei, wer obgesiegt —  
Neidlos der, der unterliegt.

Mit herzlichem „Glückauf!“  
Der alte  
Rätselonkel.



Bilderrätsel.



Man erhält den Titel einer sehr bekannten Operette, wenn man von jedem hier veranschaulichten Gegenstand immer einen gewissen Buchstaben liest und im Kreise herum von links nach rechts auf ähnliche Weise weiter verfährt.

Silbenvertauschungsrätsel.

Pedal, Viehchen, Limes, Dogma, Bauer, Eisen, Eßig, Gite, Lenbach, Krieger, Tasse.

Die ersten Silben obiger Wörter sollen durch andre vertauscht werden, so, daß dadurch durchweg geographische Benennungen entstehen, deren Anfangsbuchstaben den Namen einer Schweizerstadt ergeben.

Preise für die Lösung des Preisrätsels.

- 1. Preis: Prachtbibel, mit 230 großen Bildern von Gustav Doré. 2 Bände in Original-Prachteinband. Preis M. 105.—
- 2. Preis: Shakespeares Werke. Illustrierte Pracht-Ausgabe. 4 Bände Lexikon-Ordnung in Original-Einband. Preis M. 40.—
- 3. Preis: Hauffs Werke. Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler. Pracht-Ausgabe. 2 Bände in Original-Einband. Preis M. 25.—
- 4. Preis: Kinder- und Hausmärchen. gesammelt durch die Brüder Grimm. Illustriert von H. Grot Johann und K. Reinherber. Pracht-Ausgabe auf feinstem Papier in großem Quartoformat. In farbigen Original-Prachteinband mit Goldschnitt. Preis M. 25.—
- 5. Preis: Die Lehnjungfer. Roman von Emile Erhard. 3 Bände. Fein gebunden. Preis M. 25.—
- 6. Preis: Leben Christi. Zwanzig Bilder nach Gemälden berühmter Meister. Mit einem Präludium und 20 Liedern von Ludwig Tieck. In hübscher Mappe. Preis M. 20.—
- 7. Preis: Wanderungen in den Ampeyaner Dolomiten von Theodor Wundt. Mit 71 Text-Illustrationen, 28 Einheitsbildern und einer farbigen Karte. In Original-Einband. Preis M. 20.—
- 8. Preis: Neber Land und Meer. Illustrierte Otto-Hefte. Jahrgang 1900. 3 Bände fein gebunden. Preis M. 19.—
- 9. Preis: Aus fremden Jungen. Jahrgang 1900. 2 Bände. Fein in Leinwand gebunden. Preis M. 16.—
- 10. Preis: Die drei Musketiere. Roman von Alexander Dumas. Pracht-Ausgabe mit 250 Illustrationen. In Original-Einband. Preis M. 16.—
- 11. Preis: Eine ägyptische Königstochter. Historischer Roman von Georg Ebers. Fein gebunden. Preis M. 15.—
- 12. Preis: Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lewis Wallace. Pracht-Ausgabe mit 170 Illustrationen. Fein gebunden. Preis M. 12.50.
- 13. Preis: Barbara Blomberg. Historischer Roman von Georg Ebers. 2 Bände. Fein gebunden. Preis M. 12.—
- 14. Preis: Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart von Wilhelm Jordan. Fein gebunden. Preis M. 12.—

- 15. Preis: Goethes Faust. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Vignettenbild, 74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern. In Original-Prachteinband. Preis M. 12.—
- 16. Preis: Schillers Gedichte. Pracht-Ausgabe. Mit 1 Vignettenbild, 87 Text-Illustrationen und 20 Tonbildern. In Original-Prachteinband. Preis M. 12.—
- 17. Preis: Die Wittniggöttin. Ein Roman aus dem Geistesleben der Gegenwart von Wilh. Bölsche. 3 Bände. Fein gebunden. Preis M. 11.—
- 18. Preis: Goethes Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heint. Dünker. Ein Band in Lexikon-Ordnung. In elegantem Halbleinwandband. Preis M. 10.—
- 19. Preis: Literarisches Schachkästlein. Auserlesene Schöpfungen beliebter deutscher Dichter und Dichter. 10 Bändchen elegant in Leinwand gebunden. Preis M. 10.—
- 20. Preis: Münchener Originale. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Mit 23 Illustrationen hervorragender Künstler. In Original-Einband. Preis M. 10.—
- 21. Preis: Aischylus. Gedichte in oberbayerischer Mundart von Konrad Dreher. Illustriert von Münchener Künstlern. In Original-Einband. Preis M. 10.—
- 22. Preis: Indische Gletscherfahrten. Reisen und Erlebnisse im Himalaja. Von Dr. Kurt Bock. Eleganz gebunden. Preis M. 10.—
- 23. Preis: Lebenserinnerungen eines Bildhauers. Von Prof. Jos. von Kopp. Eleganz gebunden. Preis M. 9.—
- 24. Preis: Das deutsche Vaterland im neunzehnten Jahrhundert. Eine Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwicklung für das deutsche Volk geschrieben von Albert Pfister. Mit 6 Karten. Eleganz gebunden. Preis M. 8.—
- 25. Preis: Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Leben eines Ingenieurs. Von Max Eyth. 2 Bände. Eleganz gebunden. Preis M. 8.—
- 26. Preis: Schillers Werke. Herausgegeben von J. G. Fischer. Ein Band in Lexikon-Ordnung. In elegantem Halbleinwandband. Preis M. 7.—
- 27. Preis: Ungarischer Dichterwald. Poesien, ausgewählt und im Vermaß der Originale überseht von Irene G. Gierhalm. Mit vielen Porträts und Facsimiles und einem Vorwort von Georg Ebers. In Original-Einband. Preis M. 7.—
- 28. Preis: Onkel Toms Hütte. Von Harriet Beecher-Stowe. Aus dem Englischen überseht. Mit 112 Illustrationen und 1 farbigen Bild. In Original-Einband. Preis M. 7.—
- 29. Preis: Deutscher Dichterwald. Deutsche Anthologie von Georg Ebers. Mit vielen Porträts und Illustrationen. In Original-Einband. Preis M. 7.—
- 30. Preis: Deutsches Kochbuch. Von Margarete von Braunigsen. In originellem Einband. Preis M. 6.—
- 31. Preis: Leben und seltsame überraschende Abenteuer des Robinson Crusoe. Von ihm selbst erzählt. Nach der ursprünglich englischen Ausgabe des Daniel Defoe. Mit 120 Abbildungen von Walter Paget. In Original-Einband mit Gold- und Farbenbrustleiste. Preis M. 6.—
- 32. Preis: Württembergische Künstler in Lebensbildern von Dr. August Winterlin. Mit 22 Bildnissen in Holzschnitt. In Original-Einband. Preis M. 6.—
- 33. Preis: Vom Schußwädel bis zur Großmutter. Pflanzenreizen von Tony Schumacher. In Eleganz gebunden. Preis M. 5.—
- 34. Preis: Graf Helwig. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert von Ernst Zahn. Eleganz gebunden. Preis M. 5.—
- 35. Preis: Der Priesenpacher. Roman von Dietrich Eiden. Eleganz gebunden. M. 4.50.
- 36. Preis: Das Hünsmännlein. Erzählung von Otto von Veitgeb. Illustriert von Wilhelm Hoffmann. Eleganz gebunden. Preis M. 4.—
- 37. Preis: Hühnerschinken. Erzählung von Adele Hindermann. Geg. geb. Preis M. 4.—
- 38. Preis: Karl Heinrich. Erzählung von Wilhelm Meyer-Förster. Illustriert. Gebunden in Original-Einband. Preis M. 4.—

Die Lösungen müssen bis spätestens Ende Dezember 1900, unter Nachweis des Abonnements auf „Illustrierte Welt“, das heißt unter Beifügung einer ordnungsmäßig ausgefüllten Abonnements-Coullung oder Bescheinigung der Buchhandlung oder des Kolporteurs, von denen die „Illustrierte Welt“ geliefert wird, an die Redaktion derselben in Stuttgart mit dem Umschlagvermerk „Preisrätsel“ eingesandt werden. Der dem ersten Hefte beiliegende Bestellchein genügt als Legitimation nicht, auch nicht, wenn er — ohne weiteren Vermerk — den Stempel einer Buchhandlung trägt. — Die Bekanntgabe der Preisurtheile erfolgt in Heft 14. — Auf Wunsch werden den Gewinnern die empfangenen Werte gegen andre Werke gleichen Preises aus unserm Verlage umgetauscht.

# Was giebt es Neues?

## Verkehr. Handel. Industrie.

**Das die Bienen auf besonderen Eisenbahnen reisen,** dürfte nicht allgemein bekannt sein. Diese Bienenwanderzüge werden in diesem Sommer auf den Strecken Bad Renndorf-Soltau in der Nacht vom 2. bis 3. Juli, Hameln-Hannover-Nelken und Hannover-Rietzberg in der Nacht vom 3. zum 4. Juli und in der Nacht vom 23. zum 24. Juli verkehren. Mit diesen Sonderzügen werden die Bienen zum Honiginbringen in die Lüneburger Heide geschafft.

**Für den Aufschwung des deutschen Gewerbes war der Schutz des geistigen Eigentums und der Erfindungen,** den die Patentgesetze von 1877 und 1891 gewährten, von nicht geringer Bedeutung. Seit 1877 wurden 101 760 Patente und 118 791 Gebrauchsmuster erteilt (bis Ende 1898); den größten Anteil hieran nimmt die Gruppe Metallbearbeitung mit 4000 Patenten und etwa 2500 Gebrauchsmustern; eine nahezu gleiche Anzahl von Patenten und fast 4000 Gebrauchsmuster entfallen auf die Instrumentenfabrikation; weitere 3900 Patente und 900 Muster sind für Dampfseile und Dampfmaschinenkonstruktion erteilt, ebenso zahlreiche Patente und über 3000 Muster für elektrotechnische Apparate und nicht viel weniger für Eisenbahnbetriebsanlagen. — Daß aber auch der Land- und Forstwirtschaft und dem engeren Haushalt der Erfindungsgeist dienlich war, zeigen je 3700 Patente, sowie 4600 beziehungsweise 12 500 Gebrauchsmuster, die für Erfindungen auf diesen Gebieten erteilt wurden. — Neben dem gesetzlich gewährten Schutz in diesen Gruppen erwarben sich auf Grund des Warenbezeichnungsgesetzes vom 1. Oktober 1894 etwa 35 000 Gebrauchsmuster die den Zeichnungsschutz, der sie als Erzeugnisse bestimmter Firmen und besonderer Qualität charakterisiert.

**Bekanntmachung, betreffend die Kupferkurssetzung der Reichsgoldmünzen zu fünf Mark.** § 1. Vom 1. Oktober 1900 ab gelten die Reichsgoldmünzen zu fünf Mark nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Es ist von diesem Zeitpunkt ab außer den mit der Einlösung beauftragten Kassen niemand verpflichtet, diese Münzen in Zahlung zu nehmen. § 2. Bis zum 30. September 1901 werden Reichsgoldmünzen zu fünf Mark bei den Reichs- und Landeskassen zu ihrem gesetzlichen Wert sowohl in Zahlung genommen als auch gegen Reichsmünzen umgetauscht. § 3. Die Verpflichtung zur Annahme und zum Umtausch (§ 2) findet auf durchlöcherter und anders als durch den gewöhnlichen Umlauf im Gewicht verringerte, sowie auf verfälschte Münzstücke keine Anwendung.

## Länder- und Völkerkunde.

**Deutsch-Französisch in der Schriftsprache ist ein häßliches Ding,** das allen guten Deutschen mißfallen muß, auch wenn sie keine strengen Sprachreiner sind. Eine kleine Schrift „Berlin, eine französische Stadt“ giebt einen treffenden Beweis für die unnütze Verwendung französischer Worte im Deutschen. Der Verfasser giebt folgenden Rat: Der Deutsche nehme eine deutsche Schilderung und zähle in zehn oder zwanzig Reichen die französischen Eindringlinge; dann verführe er einen gleichlangen Abschnitt aus einer französischen Schilderung durch ebensoviel deutsche Ausdrücke zu ersetzen. Er wird dann aus vollem Halse über das haarsträubende Französisch lachen. — Hier ein Beispiel: Der Portier führte uns vom Parterre nach der Bel-Etage. Ein

Lakai öffnete uns die Thür zu einem luxuriös decorierten Salon. Hier empfing uns die Dame des Hauses in eleganter Toilette, und bald wurde die Konversation sehr animiert; denn die Dame rivalisierte an Esprit mit den brillanten Bonmots meines Freundes. — Nun daselbe auf französisch: Le pfoertner nous conduit de l'erdgeschoss au schönstock. Un bedienter nous ouvre la porte d'un reel appignement schmück. La frau de la maison nous reçoit dans un anzug zierlich et bientôt l'unterhaltung devint très lebhaft, la frau wetteiferant en geist avec les witzes glänzends de mon ami.

## Naturwissenschaftliches.

**Eine Schmetterlingsplage auf Jamaika.** Wie aus Kingston berichtet wird, wurden die großen Antillen, besonders aber Jamaika, vor kurzem von einer wahren Schmetterlingsplage heimgesucht. Die Insekten sind schneeweiß, ohne nennenswerte Zeichnung. Sie bewegen sich stets mit gleicher, nicht geringer Schnelligkeit in breiten, fast endlosen Zügen nach Westen und Nordwesten. Durch Kingston passierten die nicht sehr großen Falter in kolossalen Schwärmen. Sie durchzogen die Straßen und Landwege in der Richtung von Osten nach Westen und blieben auch in unmittelbarer Nähe der nach der Montego-Bucht führenden Eisenbahnstrecke, die sie als Richtschnur zu betrachten schienen. An manchen Stellen haften sich die Tiere förmlich zu riesigen Wolken, und es sah aus, als wirbelten Schneeflocken durch die Luft. Es wird behauptet, daß man im Jahre 1888 eine ähnliche Erscheinung erlebt hat, nur waren die Schmetterlinge damals von gelblicher Farbe.

## Unterrichtswesen.

**In dem Sommersemester sind bis jetzt 285 Hörerinnen** an der Berliner Universität eingeschrieben, was ungefähr der Anzahl gleichkommt, die sich in den früheren Sommersemestern hat einschreiben lassen. Es studieren 26 Frauen Medizin. Außerdem haben drei Frauen die Rechte, zwei die Theologie als ihr Hauptfach angegeben. Alle übrigen gehören der philosophischen Fakultät an.

**Das IX. Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele 1900** giebt Auskunft über die zehnjährige Tätigkeit des Zentralausschusses und den hoch erfreulichen Stand der Bestrebungen. Die seit 1890 in allen Teilen des Reiches abgehaltenen zahlreichen Spieltage für Lehrer und Lehrerinnen bewußt Gewinnung von Fachkundigen Leitern der Jugend-, Volks- oder Turnspiele haben bisher 3736 Lehrer und 1956 Lehrerinnen ausgebildet. Sehr erheblich ist die Zahl der Spielplätze gewachsen. Auf die 1899 an 804 Orte, die mehr als 5000 Einwohner zählten, gerichtete Anfrage haben 615, also 74,6 Prozent, geantwortet; von diesen wird das Spiel in 457 Orten gepflegt; die Zahl ihrer Spielplätze stieg im Jahrzehnt 1890/1900 von 1166 auf 2092. In Aussicht genommen oder in der Ausführung begriffen sind 108 Spielplätze.

## Jugendschutz.

**Vor den Agenten, welche jetzt Deutschland durchreisen,** um deutsche Mädchen unter den verlockenden Versprechungen für die Pariser Weltausstellung zu mietsen, sei nachdrücklich gewarnt. Bessere Dienste finden nur Mädchen, welche vollständig

gut die französische neben der deutschen Sprache sprechen. Der Bedarf wird durch Schweizerinnen und Engländerinnen gedeckt. Die fremden deutschen Mädchen werden nur für die niedrigsten Dienste verwendet oder gar für Stellen, in denen sie ihre Sittlichkeit nur schwer wahren könnten. Auch darauf sei hingewiesen, daß nach Schluß der Ausstellung eine große Menge von Arbeitskräften beschäftigungslos werden, und es nur wenigen glücken wird, eine andre Stelle zu finden. Uebrigens sei auch darauf hingewiesen, daß von den Pariser Mitgliedern des internationalen Vereins „Freundinnen junger Mädchen“ für die Zeit der Ausstellung in Paris, 70 Avenue de Breteuil, ein Haus gemietet ist, welches den weiblichen Angestellten als Heim dienen soll, in dem sie jederzeit bis abends elf Uhr empfangen können. Es ist von früh zehn bis abends elf Uhr geöffnet, so daß die Erholungsbedürftigen hier ihre freie Zeit verbringen können.

## Anglücksfälle.

**Zur Statistik der Alpenunfälle.** Die neueste Nummer der „Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins“ bringt eine Gesamtübersicht der Hochalpenunfälle im Jahre 1899. Danach fanden 20 Unfälle, wovon 53 Personen betroffen wurden, statt, und es kamen dabei 21 Personen ums Leben. Bei 14 von diesen Unfällen hatten die Touristen die Bergtour ohne Führer unternommen. Im Jahre 1898 brachten 18 Unfälle 19 Menschenleben den Tod, in 13 Fällen hatte man die Partie führerlos angetreten.

## Entscheidungen.

**Die Vernehmung eines geladenen Jagdgewehrs in einem Postpaket** ist dem Rittergutsbesitzer v. K. teuer zu stehen gekommen. Durch Urteil der Strafkammer II des Landgerichts in Breslau sind v. K. und dessen Diener wegen fahrlässiger Körperverletzung in Idalkonferenz mit einer Uebertretung gegen § 367 Nr. 5 a St.-G.-B. und § 11 der Postordnung vom 11. Juni 1892, ersterer zu 500 Mark, letzterer zu 15 Mark Geldstrafe verurteilt worden. Außerdem hat v. K. an Stellvertreterungskosten, Kurkosten und Schmerzensgeldern 800 Mark zahlen müssen.

## Sport.

**Eine aus zwölf Stück bestehende Ansichtskarten-Serie** mit Beschreibung, welche wegen ihrer Originalität und der Verwirklichung einer ganz reizenden Idee einzig in ihrer Art dastehen dürfte, hat der Verlag von Hugo Moser, Stuttgart, herausgegeben. Es handelt sich um die „Illustration des Postweizens“ der Welt vom Altertum bis zur Gegenwart, deren geschmackvolle Ansichten zum Teil mit den betreffenden freien gemachten (soweit nämlich solche überhaupt im Verkehr waren) versehen sind. Die Ausführung der Karten ist sowohl in künstlerischer als auch technischer Hinsicht durchweg musterergütig.

## Ehrenmeldung.

**Anlaßlich der in Leipzig stattgehabten Gutenbergfeier** begründete eine Anzahl Leipziger buchgewerblicher Firmen durch Verzicht auf ihre Anteile am deutschen Buchgewerbe eine Gutenbergstiftung in Höhe von 100 000 Mark.

# Aus Küche, Haus und Hof.

**Gebratener Rehschlegel.** Der Schlegel wird rasch abgewaschen, gehäutet und sehr fein und dicht gepickt. Nun legt man das Fleisch nach oben in die Bratpfanne, bestreut ihn mit einem Eßlöffel Salz und übergießt ihn mit  $\frac{1}{2}$  Liter steigend heißer Butter. Zu Anfang der Bratzeit kann man den Schlegel mit einem runden Deckel zudecken, später mit gebuttertem Papier. Er wird in starker Hitze unter fleißigem Begießen, in der letzten Stunde auch mit etwas lauem Rahm, drei Viertelstunden bis anderthalb Stunden lang gebraten. Beim Anrichten umwickelt man den Knochen mit einer Papiermanschette, falls man keinen silbernen Griff besitzt. Die Tunke muß feimig und kräftig sein.

**Kartoffeln mit Rührei.** Frisch abgekochte Kartoffeln werden in Scheiben geschnitten und in Butter hellbraun gebraten. Nun hat man unterdessen vier bis sechs Eier mit etwas Salz, Pfeffer, gehacktem Schnittlauch und einigen Löflern Rahm gut quirlend und schüttelt dies über die Kartoffeln, durchrührt leicht, so daß sich ein ordentliches Rührei bildet. Ist eine sehr kräftige und nahrhafte Speise und kann allein aufgegeben werden.

**Hecht mit Senfbutter.** Nachdem der Fisch geschuppt, gesäubert und der Länge nach gespalten ist, schneidet man ihn in drei Finger breite Stücke, die man mit Salz bestreut und eine halbe Stunde beiseite stellt. Sodann wird er abgetrocknet und mit Butter, etwas Weißwein, zwei Zitronenscheiben, einigen geschälten Schalotten, einem Lorbeerblatt, einigen Pfefferkörnern und einem Bündelchen Petersilie eine halbe Stunde über gelindem Feuer gedünstet. Nun vermischt man 125 Gramm zerlassene geklärte Butter mit zwei Eßlöffeln feinem Senf und gießt diese Tunke bei dem Anrichten über den Hecht.

**Estragon-Mayonnaise.** Vier hartgekochte und zwei rohe Eidotter werden mit etwas Salz glatt verrührt und nach und nach mit zwei Eßlöffeln sehr feinem Mehl, zwei Eßlöffeln Fleischgelee oder brauner Coulis, einem Glase Weißwein und  $\frac{1}{2}$  Liter Estragon-Essig. Man streicht

die Mayonnaise durch ein loses Sieb, serviert sie zu kaltem Fleisch, Hummer oder Krebsen. Ganz vorzüglich eignet sich hierzu Dr. Fischers Weinessigessenz mit Estragonessig, in passendem Verhältnis mit Wasser verdünnt. Dieser Essig hat einen besonders angenehmen Geschmack, ist klar und eignet sich auch zu Salat, Tunken und Einmachsachen in hervorragender Weise.

**Charlotte, deutsche.** Eine platte, ziemlich flache Form wird auf dem Boden und an den Seiten dicht mit Biskuits ausgelegt, auf die man eine Schicht von beliebigem Obstgelee gießt und auf dem Eis farrt werden läßt. Während des Erstarrens füllt man die Form vollends mit geschlagenem Rahmschaum, dem man mit Vanille, Zitronenzucker, Maraschino oder dergleichen einen angenehmen Geiruch gegeben hat. Die Speise wird erst gefärbt, wenn sie aufgegeben werden soll, und wird nach dem Umfüllen oben darauf mit Früchten oder Gelee verziert.

**Erdbeeromelette.** Man bestreue ein paar Stunden vor dem Gebrauche die Erdbeeren (am besten Walderdbeeren) reichlich mit Zucker und lasse sie so stehen. Dann, kurz vor dem Servieren, verkloppe man sechs Eier, rühre drei Eßlöffel süßen Rahm und einen Eßlöffel Zucker daran, gebe 90 Gramm frische Butter in eine flache Pfanne und backe die Omelette auf der unteren Seite schön gelb, gliedre sie auf die Schüssel, belege eine Hälfte mit den Erdbeeren und schlage die andre darüber.

**Himbeerjähnten.** Man reibt mehrere Milchkröthen ab und schneidet sie in dünne Scheiben. Sodann mengt man unter gut gelesene, zerdrückte Himbeeren Zucker und etwas gestohlenen Zwiebel, bestreicht damit eine jede Schnitt auf einer Seite und bäckt sie, indem man sie auf einen Schaumlöffel in heiße Butter hält, jedoch ohne daß die Butter über die Himbeeren geht. Nach dem Erkalten überzieht man die Schnitt mit gezuckertem Eiweiß oder Rahmschnee und stellt sie noch einen Moment auf den heißen Ofen.

Anna Berg.

**Daß die bunten Wirtschaftsschürzen der Hausfrau** und die farbigen Schulkürzen der Kinder, die zur Schonung der hellen Kleider unentbehrlich sind, oft zu hart, oft zu wenig von dem diese Sachen waschenden Hausgeiß gehärtet werden, ist eine Quelle des Kergers für die Hausmutter, welche ein bald Juwiel und bald Juwenig nicht liebt. In solchem Fall ist ein Stärker mit entzuckertem Magermilch ein ausgezeichnetes Mittel zur Abhilfe. Man trocknet die bunten Sachen ohne jegliche Stärke, taucht sie dann in die Milch, wringt sie darauf fest aus und trocknet sie von neuem. Sie werden mit kaltem Wasser eingeweicht, fest zusammengerollt und, wenn sie durchgezogen sind, wie gewöhnlich gebügelt. Die Schürzen erhalten durch dies Verfahren die richtige Steifheit, die Farben leiden nicht im geringsten, dagegen darf man weiße Schürzen und Kleider nicht so stärken, da das reine Weiß sich trüben würde.

**Einen röstlichen Rosenduft kann man sich,** auch wenn die Tage der Rosen vorüber sind, ins Zimmer zaubern, wenn man die Blätter der abblühenden Rosen auf folgende einfache Art verwendet. An einem warmen Ort, aber nicht direkt in der Sonne, müssen die Blätter so lange trocknen, daß sie beim Aufbewahren nicht schimmeln können. Sie werden dann mit etwas Salz vermischt, welches den Rosenblättern wieder so viel Feuchtigkeit verleiht, daß sie Duft ausströmen, mit etwas gutem Räucherpulver vermischt und in ein luftdicht schließendes Glas- oder Porzellangefäß geschüttelt. Will man das Zimmer mit Rosenduft erfüllen, öffnet man den Behälter, rührt den Inhalt leicht durcheinander und läßt das Gefäß so lange offen stehen, bis genügend Duft entwichen ist, dann muß es jedoch sofort wieder luftdicht verschlossen werden.

**Grassflecke in den hellen Kleidern der wüden Kinder** sind die besten Kleider der Hausmütter im Sommer. Bei sofortiger richtiger Behandlung schwinden diese Flecke sofort, ohne daß die Farben oder Stoffe der Kleider leiden. Man löst in einem halben Liter filtriertem

Regenwasser — fehlt dies, muß man mit etwas doppeltkohlensaurem Natrium und Borax versetztes Leitungswasser nehmen — eine kleine Messerspitze Zinnholz auf. Mit dieser Lösung befeuchtet man jeden Grassfleck einzeln und spült ihn sofort mit reinem Wasser aus, worauf jegliche Spur von ihm verschwunden sein wird.

**Alle künstlichen und selbst hergestellten Porzellanfritte** werden auf überraschende Weise übertroffen durch weiße Celfarbe, wie man sie in Tuben zur Celmalerei kauft. Das Angenehme ist bei diesem praktischen Kitt, daß man ihn ohne weiteres gebrauchen kann, daß auch die wieder herzustellenden Gegenstände keinerlei Vorbereitung, wie zum Beispiel des Vorwärmens bedürfen. Die Sprung- oder Bruchflächen der Sachen werden sorgfältig und recht gleichmäßig mit der Celfarbe bestrichen, dann legt man sie gedreht und dann sorgsam umwickelt, damit alles gut haftet. Eine lange Ruhe ist nun die Hauptsache, mindestens acht Wochen sind erforderlich, bis der Celfarbentritt genügend erhärtet ist. Ist dies aber erreicht, ist der getittete Gegenstand wie ein völlig intakter zu behandeln, weder Wärme noch Kälte haben ihm etwas an. Etwa beim Trocknen herporgequollene Celfarbe kann man leicht durch Abtragen entfernen.

**Das für die Haltbarkeit des eingemachten Fruchtstoffes sehr wichtige Schwefeln der Flaschen** ist auf gewöhnliche Weise nicht gerade leicht und bequem. Man kann sich sehr praktische „Schwefelstäbe“ herstellen, wenn man aus leichtem Holz mehrere dünne, etwa 30 bis 35 Centimeter lange Stäbe schneidet. In einem eisernen Tiegel mocht man ein Stück gelben Schwefel flüssig, dreht schnell die beiden Enden der Stäbe darin um, so daß jedes Ende etwa 2 Centimeter hoch von Schwefel umgeben ist, und bewahrt die Stäbe bis zum Gebrauch auf. Man zündet, will man die Flaschen ausschweffeln, den Stab an, steckt ihn in die Flasche und dreht ihn langsam herum, bis die Flasche mit Schwefeldampf gefüllt ist. Ein Schwefelstab genügt zum Ausschweffeln von einem Duzend Flaschen.

Luisa Gölle.



„Buckepack“.

Nach dem Gemälde von L. Blume-Sieberl.